

Hessische Schülerakademie 2013

Kurs Geschichte

Peter Gorzolla und Saskia Quené

*Erzählte Geschichte(n) und  
gedachte Sprache*

**Didaktische Handreichung**

Materialien aus Reader,  
Vorbereitung und Dokumentation

## Inhaltsverzeichnis

### *Literatur- und medienwissenschaftlicher Schwerpunkt*

Monika FLUDERNIK: *Erzähltheorie. Eine Einführung*, 3. Aufl., Darmstadt 2010; Kap. I: Erzählung und Erzählen (S. 9-16)

Monika FLUDERNIK: *Erzähltheorie. Eine Einführung*, 3. Aufl., Darmstadt 2010; Kap. IX: Erzähltypologien (S. 103-123)

Christopher VOGLER: *Die Odyssee des Drehbuchschreibers. Über die mythologischen Grundmuster des amerikanischen Erfolgskinos*, 6. Aufl., Frankfurt 2010 [orig. 1992]; Kap.: Eine praktische Einführung (S. 49-77)

*Der 13. Krieger* (1999, Regie: John McTiernan) [orig. *The Thirteenth Warrior*]

*Königreich der Himmel* (2005, Regie: Ridley Scott) [orig. *Kingdom of Heaven*]

Tom STOPPARD: *Arkadien*, übers. v. Frank Günther, Köln 1993 [orig. *Arcadia: A Play in Two Acts*, 1993]; Auszug (S. 6-65)

### *Sprachphilosophischer Schwerpunkt*

Wilhelm KAMLAH und Paul LORENZEN: *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*, 2. Aufl., Mannheim 1973, Kap. 2: Welt, Sprache, Rede (S. 45-69)

Benjamin Lee WHORF: *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, Hamburg 1963; Kap. 1: Naturwissenschaft und Linguistik; Kap. 2: Die Linguistik als exakte Wissenschaft (S. 7-30)

Winfried FRANZEN: Die Sprache und das Denken. Zum Stand der Diskussion um den "linguistischen Relativismus", in: Jürgen Trabant (Hrsg.): *Sprache Denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*, Frankfurt 1990, S. 249-268

Steven PINKER: *Wörter und Regeln. Die Natur der Sprache*, Heidelberg/Berlin 2000; Kap. 10: Ein digitaler Geist in einer analogen Welt (S. 363-389, 406-407)

Walter J. ONG: *Oralität und Literalität*, Opladen 1982, Kap. 4: Das Schreiben konstruiert das Denken neu (S. 81-117)

*Geschichtstheoretischer Schwerpunkt*

Reinhart KOSELLECK: Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders. (Hrsg.):  
*Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1979, S. 19-36

Mechanismen pseudowissenschaftlichen Schreibens: das Beispiel  
Lincoln/Baigent/Leigh

Walter J. ONG: *Oralität und Literalität*, Opladen 1982, Kap. 3: Die Psychodynamik der  
Oralität (S. 37-80)

Johannes FRIED: Wissenschaft und Phantasie, in: *Historische Zeitschrift* 263 (1996) S.  
291-316

Hayden WHITE, *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*, 2. Aufl., Stuttgart 1991,  
Kap. 5: Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen (S. 145-160)

Hayden WHITE, *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*, 2. Aufl., Stuttgart 1991,  
Kap. 3: Der historische Text als literarisches Kunstwerk (S. 101-122)

*Literatur- und medienwissenschaftlicher Schwerpunkt*

Monika Fludernik

Erzähltheorie. Eine Einführung

3. Aufl., Darmstadt 2010

Kap. I: Erzählung und Erzählen (S. 9-16)

**Sitzung: Grundlagen der Narratologie I – Erzählung und Erzählen**

Kap. IX: Erzähltypologien (S. 103-123)

**Sitzung: Grundlagen der Narratologie II – Modelle und Grundbegriffe**

Christopher Vogler

Die Odyssee des Drehbuchschreibers. Über die mythologischen Grundmuster des  
amerikanischen Erfolgskinos

6. Aufl., Frankfurt 2010 [orig. 1992]

Kap.: Eine praktische Einführung (S. 49-77)

**Sitzung: Die Macht der Narrative - Campbells Heldenreise**

Der 13. Krieger

(The Thirteenth Warrior)

USA 1999, Regie: John McTiernan, FSK: ab 12



Foto: Touchstone Pictures

Arbeitsauftrag:

Bitte schaut Euch diesen Film zur Vorbereitung auf den Kurs an.

Untersucht ihn mithilfe der „Anleitung“ von Vogler auf die Übereinstimmung mit dem Konzept der „Heldenreise“. Bringt Eure Ergebnisse zur Burg mit.

Macht Euch bitte außerdem ein wenig (!) mit dem *Beowulf*-Mythos vertraut: Was ist das, worum geht's da, wer sind die Protagonisten, was geschieht in der Erzählung?



Königreich der Himmel

(Kingdom of Heaven)

USA/GB/SPA/D/MOR 2005, Regie: Ridley Scott, FSK: ab 12

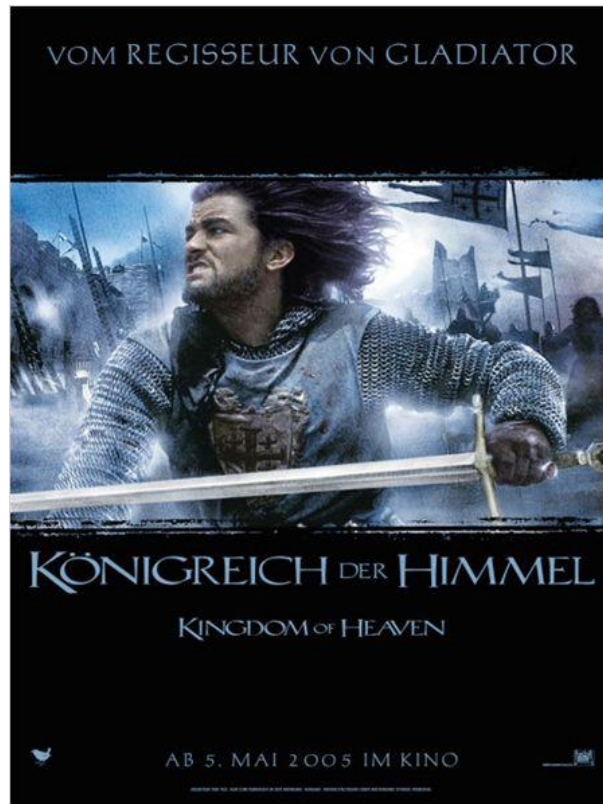


Foto: Twentieth Century Fox

Arbeitsauftrag:

Bitte schaut Euch diesen Film zur Vorbereitung auf den Kurs an.

Macht Euch mit dem historischen Hintergrund der Geschichte vertraut. Überprüft Personen, Orte und Ereignisse daraufhin, ob sie im Film historisch korrekt dargestellt werden. Bringt Eure Ergebnisse zur Burg mit.





Tom Stoppard

Arkadien

übers. v. Frank Günther, Köln 1993

[orig. Arcadia: A Play in Two Acts, 1993]

Erster Akt, Erste bis Auftakt Vierte Szene (S. 6-65, 145-149)

Empfehlung: Wer sich das zutraut, kann den Text auch im englischen Original lesen. Das ist inhaltlich nicht notwendig, macht aber deutlich mehr Spaß – in der Übersetzung gehen doch einige Wortspiele verloren. Dem Original fehlen aber natürlich die erläuternden „Anmerkungen des Übersetzers“.

*Sprachphilosophischer Schwerpunkt*

Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen

Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens

2. Aufl., Mannheim 1973

Kap. 2: Welt, Sprache, Rede (S. 45-69)

**Sitzung: Eine neue Sprache eine neue Welt**

Benjamin Lee Whorf

Sprache, Denken, Wirklichkeit

Hamburg 1963

Kap. 1: Naturwissenschaft und Linguistik;

Kap. 2: Die Linguistik als exakte Wissenschaft (S. 7-30)

**Sitzung: Denken und Sprache**

Winfried Franzen

Die Sprache und das Denken. Zum Stand der Diskussion um den "linguistischen Relativismus"

in: Jürgen Trabant (Hrsg.), Sprache Denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie,  
Frankfurt 1990, S. 249-268

**Sitzung: Das Sprache-Denken-Problem**

Betreuerin: Julia Wirth

Steven Pinker

**Wörter und Regeln. Die Natur der Sprache**

Heidelberg/Berlin 2000

Kap. 10: Ein digitaler Geist in einer analogen Welt (S. 363-389, 406-407)

***Sitzung: Die sprachliche Struktur(ierung) der Welt***

Walter J. Ong

Oralität und Literalität

Opladen 1982

Kap. 4: Das Schreiben konstruiert das Denken neu (S. 81-117)

**Sitzung: Ein neues Schreiben ein neues Denken**

# Glossar

## ***Kamlah/Lorenzen***

Propädeutik: Logische Vorbildung als Vorschule für die Philosophie und der vernünftigen Rede.

Sprache: Zeichensystem der Verständigung, das aus einem Vorrat von Zeigehandlungsschemata und ihren Anwendungsregeln besteht, hat historischen und kulturellen Bestand.

Rede: Aktuelle, konkrete Anwendung sprachlicher Zeichen zum Zweck der Verständigung, flüchtig.

Prädikat: Das Prädikat bezeichnet das kategorische Urteil (Aussage) über das Subjekt.

Prädikator: „Das grammatische Prädikat ist ein Satzteil, der in der Regel Prädikatoren enthält, der Prädikator hingegen ist eine Wortart, die auch im grammatischen Subjekt vorkommen kann“ (Kamlah/Lorenzen Kap. 1)

Eigennamen: Eigennamen sind konkret und spezifisch, beziehen sich auf einen Gegenstand in der-Welt

## ***Whorf***

Natürliche Logik: hier (und vor allem hier) „common sense“

Hintergrundphänomene: Phänomene, die wir nicht erkennen, weil sie für unser alltägliches Leben und die Bedürfnisse außerhalb des kritischen Bewusstseins bleiben.

## ***Franzen***

Sprachabhängigkeitsthese: These, die besagt, dass die Sprache abhängig ist vom Denken.

Generative Grammatik nach Noam Chomsky: Seit den 1950er Jahren vorherrschende Annahme in der Linguistik, dass alle Sprachen gemeinsamen und generellen grammatikalischen Prinzipien, der sogenannten Universalgrammatik, folgen. Diese fußen auf kognitiven Strukturen, die genetisch vererbt werden und müssen aus diesem Grunde nicht erlernt werden. Von Sprache zu Sprache unterscheiden sich lediglich bestimmte Parameter der Universalgrammatik und der Wortschatz.

## ***Pinker***

Default: Eine Standardannahme, die einspringt, wenn keine spezifische Regel vorliegt.

Prinzip des beliebigen Zeichens oder Prinzip der Arbitrarität: Es besteht keine innere Verbindung zwischen dem Zeichen und dem Bezeichnetem. Das Zeichen an sich verweist nicht auf das Bezeichnete.

Klassische Kategorien: Kategorien mit präzise festgelegten Mitgliedschaftsbedingungen.

Kategorie der Familienähnlichkeit: Für den Philosophen Ludwig Wittgenstein ist die Familienähnlichkeit eine Möglichkeit die „Dinge der Welt“ (sprachlich) zu ordnen, ohne sie in enge, klassische Kategorien einzuteilen. Man sucht dabei nicht nach abstrakten Eigenschaften die immer auf alle Mitglieder der Kategorie zutreffen, sondern nach einer Sammlung von Ähnlichkeiten von denen mehrere, aber eben nicht alle auf den Gegenstand zutreffen.

## **Ong**

Ontologie, Bedeutungstheorie und Epistemologie: Während die Ontologie sich als eine Lehre vom Sein als solchem verstehen lässt, fragt die Bedeutungstheorie nach der Bedeutung unserer Worte, und ist die zentrale Frage der Erkenntnistheorie die Frage danach, wie wir zu Wissen bzw. Erkenntnis über uns und die Welt gelangen und welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit etwas als Erkenntnis gelten kann.

Noetik: Vgl. Plato: die Noemata als Gedanken in Abgrenzung von den Ideen.

Semiotik: (Sprach)Wissenschaft, die sich allgemein mit den Zeichen befasst. So können Wörter als Sprachzeichen, aber auch Nicht-Sprachliches als Zeichen verstanden werden.

Aide-mémoire: Gedächtnisstütze, im Sinne einer Notiz in Abgrenzung zu einem Text, oder der Schrift.

chirographisch: handschriftlich vs. topographisch: gedruckt

Grapholekte (und nicht Graphologie!): in Lexik und Grammatik normierte Hochsprache eines Sprachraumes, die sich in Abgrenzung zu nicht-geschriebenen Dialekten entwickelte/befördert wurde

Solipsismus: von lat. solus ipse , ›ich allein‹: Als erkenntnistheoretische, subjektivistische Position zu verstehen, nach der allein das Ich mit seinen Bewusstseinsinhalten real existiert.

Sprachcodes: restricted code / elaborated code: Annahmen aus der Soziolinguistik, die sog. Bernstein-Hypothese besagt, dass sich unterschiedliche Gesellschaftsschichten in ihrer Ausdrucksfähigkeit und damit auch in Denken und Wahrnehmung unterscheiden mögen (vgl. auch Sapir-Whorf-Hypothese)

*Geschichtstheoretischer Schwerpunkt*



Reinhart Koselleck

Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte

in: ders. (Hrsg.), Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1979, S. 19-36

**Sitzung: Ambivalente Worte – Kosellecks Begriffsgeschichte**

Übung:

Mechanismen pseudowissenschaftlichen Schreibens

Henry Lincoln, Michael Baigent und Richard Leigh

Der Heilige Gral und seine Erben

Bergisch-Gladbach 2005 [orig. 1982]

Auszüge

Arbeitsauftrag:

Arbeite auf Grundlage der vorliegenden Auszüge die Mechanismen und Techniken heraus, derer sich die Autoren zur Steigerung der Glaubwürdigkeit ihrer Argumentation bedienen.

(Es gibt ein gutes Dutzend unterschiedlicher, einzeln identifizierbarer Techniken.)

Bringe Deine Ergebnisse (schriftlich in Stichpunkten oder ausformuliert) zur Burg mit.

Anmerkung: Die wesentlichen Mechanismen lassen sich allein textimmanent erarbeiten. Darüber hinaus gibt es natürlich auch noch Aspekte, die sich erst nach kleineren Recherchen erschließen – dies sei aber Deiner Wahl überlassen.



Walter J. Ong

Oralität und Literalität

Opladen 1982

Kap. 3: Die Psychodynamik der Oralität (S. 37-80)

Johannes Fried

Wissenschaft und Phantasie

in: Historische Zeitschrift 263 (1996) S. 291-316

**Sitzung: Historiographie und Fiktion I – Frieds Lob der Phantasie**

Hayden White

Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen

2. Aufl., Stuttgart 1991

Kap. 5: Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen (S. 145-160)

**Sitzung: Historiographie und Fiktion II – Whites Metahistory**

Kap. 3: Der historische Text als literarisches Kunstwerk (S. 101-122)

**Sitzung: Geschichte erzählen zwischen Mythos und Kunst**

# 9. Hessische Schülerakademie

## Oberstufe

04. – 16. August 2013

– Lehreraus- und Weiterbildung –

## Dokumentation

Herausgegeben von:

Peter Gorzolla, Cynthia Hog-Angeloni  
und Birthe Anne Wiegand

Eine Veröffentlichung der

Hessischen Heimvolkshochschule

**BURG FÜRSTENECK**

Akademie für berufliche und  
musisch-kulturelle Weiterbildung

Am Schlossgarten 3

36132 Eiterfeld

Diese Dokumentation ist erhältlich unter:

<http://www.hsaka.de>



## Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Unported (CC BY-NC-ND 3.0)

### Sie dürfen:

das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen

### Zu den folgenden Bedingungen:



**Namensnennung** — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



**Keine kommerzielle Nutzung** — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.



**Keine Bearbeitung** — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

### Wobei gilt:

**Verzichtserklärung** — Jede der vorgenannten Bedingungen kann **aufgehoben** werden, sofern Sie die ausdrückliche Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

**Public Domain (gemeinfreie oder nicht-schützbar Inhalte)** — Soweit das Werk, der Inhalt oder irgendein Teil davon zur **Public Domain** der jeweiligen Rechtsordnung gehört, wird dieser Status von der Lizenz in keiner Weise berührt.

**Sonstige Rechte** — Die Lizenz hat keinerlei Einfluss auf die folgenden Rechte:

- Die Rechte, die jedermann wegen der Schranken des Urheberrechts oder aufgrund gesetzlicher Erlaubnisse zustehen (in einigen Ländern als grundsätzliche Doktrin des **fair use** etabliert);
- Das **Urheberpersönlichkeitsrecht** des Rechteinhabers;
- Rechte anderer Personen, entweder am Lizenzgegenstand selber oder bezüglich seiner Verwendung, zum Beispiel für **Werbung** oder Privatsphärenschutz.

**Hinweis** — Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen alle Lizenzbedingungen mitteilen, die für dieses Werk gelten.

**ISBN-Angabe:** Die ISBN-Nummer dieser Publikation ist 978-3-910097-22-3. Sie ist bei der Verwendung anzugeben

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Vorwort</b>	<b>6</b>
<b>2</b>	<b>Grußwort</b>	<b>7</b>
<b>3</b>	<b>Mathematikkurs</b>	<b>8</b>
3.1	Färbungen in der Ebene . . . . .	8
3.2	Die Eulersche Polyederformel . . . . .	10
3.3	Topologische Invarianten . . . . .	13
3.4	Der topologische Dimensionsbegriff und Peanokurven . . . . .	14
3.5	Der Jordansche Kurvensatz und der Satz von Schoenflies . . . . .	16
3.6	Klassifikation von Flächen . . . . .	18
3.7	Färbungen von Landkarten auf Flächen . . . . .	20
3.8	Die Fundamentalgruppe . . . . .	22
3.9	Anwendungen der Fundamentalgruppe . . . . .	24
3.10	Wilde Sphären . . . . .	25
<b>4</b>	<b>Physikkurs</b>	<b>28</b>
4.1	Impuls- und Energieerhaltung . . . . .	28
4.2	Ideale Gase / Kinetische Gastheorie . . . . .	30
4.3	Reale Gase . . . . .	31
4.4	Luftfeuchtigkeit, Taupunkt und die Entstehung von Wolken . . . . .	33
4.5	Reflexion und Brechung . . . . .	35
4.6	Lichtstreuung . . . . .	37
4.7	Atmosphärische Elektrizität . . . . .	38
4.8	Wärmestrahlung . . . . .	40
4.9	Die Corioliskraft und ihre Auswirkungen auf die Atmosphäre . . . . .	42
4.10	Chaos und Vorhersagbarkeit . . . . .	44
<b>5</b>	<b>Biologiekurs</b>	<b>46</b>
5.1	Anatomie des respiratorischen Systems und Atemregulation . . . . .	46
5.2	Pulmonaler Gasaustausch und Prozesse des Atemgastransports . . . . .	48
5.3	Visuelle Wahrnehmung und optische Verarbeitung . . . . .	49
5.4	Auditive Wahrnehmung . . . . .	51
5.5	Ernährungsphysiologie . . . . .	53
5.6	Enzymaktivität in Eukaryonten am Beispiel der Laktase . . . . .	54
5.7	Physiologische Grundlagen des Herzens . . . . .	56
5.8	Erregungsbildung des Herzens und das Elektrokardiogramm . . . . .	58
5.9	Passiver Bewegungsapparat des Menschen . . . . .	59

5.10	Evolution des Menschen - Moderne Forschungsmethoden in der Paläoanthropologie . . . . .	61
5.11	Der Genetische Fingerabdruck, Teil I: Molekulare Grundlagen und Methoden des Genetischen Fingerabdrucks . . . . .	63
5.12	Der Genetische Fingerabdruck, Teil II: Grundlagen der Vererbung und Methoden des Genetischen Fingerabdrucks . . . . .	65
<b>6</b>	<b>Geschichtskurs</b>	<b>67</b>
6.1	Grundlagen der Narratologie I: Erzählung und Erzählen . . . . .	67
6.2	Grundlagen der Narratologie II: Modelle und Grundbegriffe . . . . .	68
6.3	Historische Authentizität . . . . .	70
6.4	Die Macht der Narrative: Campbells Heldenreise . . . . .	70
6.5	Eine neue Sprache eine neue Welt . . . . .	72
6.6	Denken und Sprache . . . . .	73
6.7	Das Sprache-Denken-Problem . . . . .	74
6.8	Die sprachliche Struktur(ierung) der Welt . . . . .	76
6.9	Ein neues Schreiben ein neues Denken . . . . .	78
6.10	Philosophische Schreibwerkstatt . . . . .	79
6.11	Ambivalente Worte: Kosellecks Begriffsgeschichte . . . . .	80
6.12	Historiographie und Fiktion I: Frieds Lob der Phantasie . . . . .	82
6.13	Historiographie und Fiktion II: Whites Metahistory . . . . .	83
6.14	Geschichte erzählen zwischen Mythos und Kunst . . . . .	85
6.15	Abschlussitzung . . . . .	87
<b>7</b>	<b>Kursübergreifende Angebote</b>	<b>88</b>
7.1	Chor . . . . .	88
7.2	Kontratanz . . . . .	88
7.3	Kammermusik . . . . .	89
7.4	English Theatre . . . . .	89
7.5	Bühnenbild . . . . .	90
7.6	Theaterimprovisation . . . . .	90
7.7	Rhetorik . . . . .	90
7.8	Italienisch . . . . .	91
7.9	Musikalische Improvisation . . . . .	91
7.10	Naturkunde . . . . .	92
7.11	Journalismus . . . . .	92
<b>8</b>	<b>Abendvorträge</b>	<b>93</b>
8.1	Geologie [in] der Antarktis – Forschungsarbeit unter Extrembedingungen . . . . .	93
8.2	Science-Slam: Humor in der Wissenschaftskommunikation . . . . .	94

<b>9 Vorträge zum Vorbereitungsseminar</b>	<b>96</b>
9.1 Fachspezifische Voraussetzungen für Begabtenförderung . . . . .	96
9.2 Begabungsförderung und Schule . . . . .	97
<b>10 Gästenachmittag</b>	<b>99</b>
<b>11 Pressebericht</b>	<b>100</b>
<b>12 Auszüge aus Abschlussberichten</b>	<b>101</b>
<b>13 Teilnehmende</b>	<b>105</b>



## 6 Geschichtskurs

### Erzählte Geschichte(n) und gedachte Sprache

Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten durch harte Auseinandersetzungen ihre Methoden geschärft und ihre erkenntnistheoretischen Beschränkungen reflektiert. Am Ende aber müssen alle mühsam erarbeiteten Ergebnisse durch ein selten bedachtes Nadelöhr: Geschichte muss erzählt werden.

Das Erzählen aber unterliegt eigenen Regeln, unabhängig davon, in welcher Form der erzählte „Text“ vorliegt – schriftlich, mündlich, als Inszenierung, in bewegten oder unbewegten Bildern. Und damit ist noch nicht einmal das zentrale Problem angesprochen: dass nämlich bereits unsere Sprache das Erzählbare, Sagbare, Denkbare entscheidend präfiguriert. Doch wäre unser Denken ohne Sprache überhaupt denkbar?

Dem Thema der narrativen und sprachlichen Bedingtheit der Geschichtswissenschaft näherten wir uns im Kurs u.a. aus narratologischer, literatur- und medienwissenschaftlicher sowie sprachphilosophischer Perspektive. Wir untersuchten dabei das historische Erzählen in verschiedenen Ausdrucksformen, neben Quellen und fachwissenschaftlichen Texten z.B. in Romanen, Kinofilmen, Theaterstücken – und natürlich in unseren eigenen Geschichtsbildern.

### Kursleitung

*Dr. Peter Gorzolla*, Historisches Seminar der Goethe-Universität Frankfurt am Main

*Saskia C. Quené*, Philosophie und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin

### 6.1 Grundlagen der Narratologie I: Erzählung und Erzählen

Peter Gorzolla

Die Einstiegssitzung in die Kursarbeit gestaltete sich für viele unerwartet: Ein scheinbar glatter und einfacher Handbuchttext, der in der Vorbereitung niemandem Schwierigkeiten bereitet und wenig neue Erkenntnisse verschafft hatte, entpuppte sich in seiner Oberflächlichkeit als abgründig. Nach einer kurzen Schule des kritischen Lesens, um „Reibung“ mit solch scheinbar glatten Texten zu erzeugen, sprudelten dann auch die aufgefallenen Widersprüche, empfundenen Irritationen und resultierenden Fragen:

Welche Beziehung besteht genau zwischen Handlung und Plot? Gibt es Texte ohne Plot? Wo ist die Postdramatik einzuordnen? Wie erklärt sich das literaturwissenschaftliche Konstrukt der *fabula* (die Idee eines „Urtyps“ von Erzählungen) und welche Konsequenzen hat es? Warum verwendet die Literaturtheorie das *fabula*-Konstrukt in Analogie zur „historischen Realität“? Warum (ge)braucht die Narratologie auch darüber hinaus das historische Erzählen zur Erklärung ihrer grundlegenden Konzepte? Warum wird dabei auf veraltete Konstrukte der Geschichtswissenschaft (reale Welt, Rekonstruktion) zurückgegriffen – und würden sich die narratologischen Grundlagen verändern (können), wenn man sie neueren historischen Erkenntnissen anpasste?

Auf diese Weise angeregt, sollte die *fabula* nicht nur am Abend das Faustball-Team der Historiker als Schlachtruf begleiten („Einfach unerreichbar!“), noch in der Sitzung machten wir uns auf die Suche nach weiteren wissenschaftlichen Phantomen (wie z.B. der „finno-ugrischen Sprachfamilie“). Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt bis zum Gedankenexperiment eines Besuchs per Zeitmaschine beim Karlsbiographen Einhard – und der Erkenntnis, dass das der Geschichtswissenschaft

nicht mehr Gewissheit über die „historische Realität“ verschaffen würde als jeder noch so tendenziöse Quellenbericht. Was also sind dann die Erkenntnismöglichkeiten des Historikers? Und was seine Handlungsmöglichkeiten und Aufgaben? Mit dem Versprechen, der Frage nach der Wahrheit in diesem Kurs nicht auszuweichen, wurden die Teilnehmer entlassen. Und machten sich prompt an eine neuerliche Lektüre ihrer Texte – um mehr Reibung zu erzeugen...

#### Literatur

- Monika Fludernik: *Erzähltheorie. Eine Einführung*, 3. Aufl., Darmstadt 2010; Kap. I: Erzählung und Erzählen (S. 9-16)

## 6.2 Grundlagen der Narratologie II: Modelle und Grundbegriffe

Saskia Löschner

Betreuerin: Katja Alt

Narrative Texte müssen erzählt werden, diese Funktion übernimmt der Erzähler. Er ist damit die Verbindung zwischen der externen und der internen Welt, also der Welt des Autors und des Lesers einerseits und der erzählten Welt und dem Erzähler andererseits. Zwischen beiden Welten gibt es außerdem den impliziten Autor und den impliziten Leser: Sie treten in Kontakt, wenn es scheint, als redete der eigentliche Autor mit dem Leser selbst.

In der Sitzung haben wir uns näher mit den verschiedenen Typen des Erzählers – genauer gesagt mit den Erzähltypologien von Franz Karl Stanzel und Gérard Genette – beschäftigt. Beide versuchten, universelle Erzählaspekte und grundsätzliche Elemente des Erzählens zu finden und in ein einziges, zusammenhängendes System zusammen zu führen.

Stanzel definiert drei klare Erzähltypen: *Ich-Erzähler*, *auktorialer Erzähler*, *personaler Erzähler*. Der *Ich-Erzähler* berichtet alles in der ersten Person Singular und aus der Sicht einer einzigen Figur: ihre Gedanken, ihre Meinung, ihre Träume und ihre Ängste. Auch nimmt er nur die Dinge wahr, die die Figur wahrnimmt, er ist mitten im Geschehen; durch Verwendung der ersten Person Singular scheint die Figur mit dem Erzähler zu verschmelzen.

Der *auktoriale Erzähler* wird auch allwissender oder gottähnlicher Erzähler genannt. Er steht über der eigentlichen Handlung. Ihm ist es möglich, in die Köpfe aller Figuren zu schauen, er kann an allen Orten gleichzeitig sein und sogar „Zeitreisen“ vornehmen. Beim Lesen epischer Texte mit auktorialem Erzähler scheint es allerdings immer, als wäre der Erzähler der Autor, da der Erzähler so überblickend erzählt. Allerdings gilt hier ebenfalls: Der Erzähler ist nicht der Autor, sondern eine reine Fiktion (genauer: eine Funktion) von ihm.

Der *personale Erzähler* ist wahrscheinlich der schwierigste aller Erzähltypen. Seine Perspektive entspricht hier lediglich der Wahrnehmung einer Figur. Für den Leser wird also nichts geordnet oder logisch erklärt, sondern die Handlung beginnt *medias in res*. Auch kann der Erzähler nicht alles berichten, was geschieht (wie der auktoriale Erzähler), sondern ist durch die selektive Wahrnehmung und den Aufenthalt der Figur eingeschränkt. Der Leser hat durch all diese Faktoren das Gefühl, er wäre als Figur am Geschehen beteiligt.

Genette hingegen baut seine Erzähltheorie mehr noch als Stanzel auf strukturalistischen Merkmalen auf und definiert daher keine festen Erzählertypen, sondern lediglich analytische Kriterien. Ein narrativer Text besteht für ihn erstmal aus drei Ebenen: *narration* (Akt des Erzählens), *discours* (Abfolge von Zeichen) und *histoire* (Abfolge von Ereignissen). Die Beziehungen zwischen den drei Ebenen

werden durch drei Kategorien charakterisiert: *Genus/Stimme* („Wer spricht?“), *Tempus* („Wann wird gesprochen?“) und *Modus* („Wer sieht?“).

In der Kategorie *Stimme* unterscheidet Genette zwischen Homodiegese und Heterodiegese: Ist der Erzähler innerhalb des Geschehens oder betrachtet er es von außerhalb? Des Weiteren zählt Genette zu dieser Kategorie den Zeitpunkt des Erzählens (z.B. retrospektiv, gleichzeitig, vorangehend etc.). Er macht außerdem deutlich, dass es immer eine diegetische Ebene, also die der Handlung und der Figuren, und eine extradiegetische Ebene, also die des Erzählaktes, gibt. Beide sind normalerweise deutlich voneinander getrennt; allerdings gibt es auch als Metalepsen bezeichnete Ausnahmen, in denen die Erzählebenen überschritten werden.

Die Kategorie *Tempus* beschreibt die chronologische Umgestaltung auf der Diskursebene, die der Erzähler vornimmt. Das heißt der Erzähler ordnet die Geschehnisse, er kürzt oder dehnt einzelne Bestandteile oder verändert die Frequenz als narratives Mittel.

Die Kategorie *Modus* beschäftigt sich mit der *Fokalisierung*. Diese beschreibt die „Sichtweise“ des Erzählers auf die Handlung. Zum einen gibt es die *Nullfokalisierung*, d. h. der Erzähler steht über den Figuren und hat eine „Übersicht“ über alles und alle. Bei der *internen Fokalisierung* hat der Erzähler eine „Mitsicht“ und bekommt das gleiche wie die Figuren mit. Bei der *externen Fokalisierung* hat er weder eine „Mitsicht“ noch eine „Übersicht“, sondern weiß sogar weniger als die Figuren, da er nur eine „Außensicht“ auf alles hat. Durch die Fokalisierung beschreibt Genette also die Perspektive des Erzählers.

Dem Historiker wird beim Blick auf die Erzähltheorie schnell einfallen, dass auch Quellentexte narrativen Strukturen unterliegen und ihm in diesen ein Erzähler in einer erzählten Welt begegnet. Der Erzähler einer historischen Quelle benutzt (wie auch ein literarischer Erzähler) z.B. Zeitraffungen und Ellipsen, er nimmt eine bestimmte Erzählposition ein und muss, um den Bericht „lesbar“ zu halten, Informationen selektieren. Der Historiker ist also an den Erzähler und seine selektive und restrukturierende Informationsweitergabe gebunden.

Wir stellten uns während der Diskussion die Frage, ob wir eigentlich von narrativen Texten auf den Autor schließen können (wie es Historiker ja gewohnheitsmäßig tun), da strukturalistische Erzähltheorien den „realen“ Autor nicht in ihre Analyse einbringen (oder gar gleich für tot erklären!) und nur auf der Ebene des impliziten Autors oder des Erzählers argumentieren. Analog ist also zu fragen, ob und wie Quellen nutzbar sein können, um auf eine „reale“ Geschichte zu schlussfolgern. Da durch die angesprochene Selektion und die Raffung in Romanen wie in historischen Quellen nie alles beschrieben werden kann und das Wenige dann auch noch reichlich subjektiv ist, sind keine zuverlässigen Aussagen möglich. Der Historiker kann seine Aussagen also, ebenso wie ein Narratologe, eigentlich nur auf den Text gründen und keine klaren Aussagen über die externe Welt daraus schlussfolgern. Diese Begrenzung auf die Quelle selbst hat große Auswirkungen auf das wissenschaftliche Arbeiten. Ein Historiker muss zunächst ausschließlich im Text selbst arbeiten, bevor er dann mögliche Schlüsse ziehen kann – die aber auf Grundlage des Textes weder falsifizierbar noch verifizierbar sind. Mehrere Ergebnisse aus verschiedenen Quellen erhöhen lediglich die Wahrscheinlichkeit, dass die Thesen des Wissenschaftlers näher an den historischen Ereignissen sind. Im Gegensatz zur verbreiteten Vorstellung einer wissenschaftlichen Suche nach eindeutiger Wahrheit muss bei der Arbeit des Historikers also eine stärkere Gewichtung auf Probabilität und Plausibilität liegen.

#### Literatur

- Monika Fludernik: *Erzähltheorie. Eine Einführung*, 3. Aufl., Darmstadt 2010, v.a. Kap. IX: Erzähltypologien (S. 103-123)
- Jochen Vogt: *Aspekte erzählender Prosa (Grundstudium Literaturwissenschaft 8)*, 6. Aufl., Opladen 1986 (S. 37-42)

### 6.3 Historische Authentizität

Peter Gorzolla

Wann stellt ein Historienfilm das vergangene Geschehen „korrekt“ dar?

Wenn er das vom Historiker rekonstruierte Bild der Vergangenheit so akkurat wie möglich wiederzugeben versucht, würden die meisten wohl antworten. Gut, wie weit soll die Akkuratessse dann gehen? Nun, keine Anachronismen und keine ahistorischen Handlungsmotive natürlich. Und die richtigen Rüstungen und Kostüme, selbstverständlich. Ob die exakte Wiedergabe der jeweiligen Wetterlage jedoch so wichtig ist... Aber schauen Sie sich Ihre Filme eigentlich in einer lateinischen oder mittelhochdeutschen Originalfassung an? Und warum werden nicht all die Stellen im Film weiß gelassen, über die wir keine Gewissheit haben? – Das ist eigentlich ganz schön inakkurat, finden Sie nicht?

Am Beispiel von Ridley Scotts *Königreich der Himmel* (2005) ließ sich im Kurs sehr schön die Nutzlosigkeit des Versuchs nachweisen, einem Spielfilm mit dem Maß der „Akkuratessse“ beizukommen. Das von manchem Kritiker als „historisch unkorrekt“ abgeurteilte Werk bietet nämlich das ganze Spektrum von Übersetzungsprozessen historischen Ausgangsmaterials in eine moderne filmische Erzählung: Von gnadenlos ahistorischen, auf den Irakkrieg unserer Tage bezogenen politischen *messages* über gelungene Reduktionen komplexer historischer Zusammenhänge bis zu scheinbaren Unkorrektheiten, die tatsächlich das historisch Auffällige oder Beachtenswerte der Quellenaussagen auf authentische Weise für den Zuschauer verständlich machen.

Für ein Urteil bräuchte es also zumindest deutlich mehr Differenzierung. Für uns im Kurs stand jedoch etwas anderes im Vordergrund: Selbst wenn man die Ebene des Medienwechsels ignoriert (wie wir das leider tun mussten), lassen sich an unserem Beispiel die vielfältigen Probleme deutlich machen, die sich beim Versuch stellen, eine historische Erzählung in die Gegenwart zu übersetzen. Von grundsätzlicher Bedeutung war für uns die Erkenntnis des auffälligen Gegensatzes zwischen zwei konkurrierenden Ansprüchen, der um mimetische Objektivität bemühten „Akkuratessse“ und der auf Verständlichkeit abzielenden „Authentizität“.

### 6.4 Die Macht der Narrative: Campbells Heldenreise

Laura Wolber  
Betreuerin: Kathrin Timmer

Die Sitzung hatte die *Heldenreise* zum Thema, ein Strukturmodell, mit dessen Hilfe angeblich Aufbau und Struktur sämtlicher Erzählungen erklärt und nachvollzogen werden können. Die Heldenreise geht auf den amerikanischen Literaturwissenschaftler und Mythenforscher Joseph Campbell zurück, der das Modell gegen Ende der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mittels Analysen von Heldenmythen entwickelte. In seinem Buch „Der Heros in tausend Gestalten“ erklärt er, wie alle Geschichten und Erzählungen im Wesentlichen der gleichen Struktur folgen: dem Monomythos. Campbell beschreibt mit diesem (von James Joyce übernommenen) Begriff ein Strukturmodell, das er, von den untersuchten Mythen ausgehend, auf alle Geschichten der Menschen erweitert, die als Manifestationen des Monomythos betrachtet werden können. Im Kurs drängte sich gleich die Analogie zur *fabula* der Literaturwissenschaftler auf (vgl. Grundlagen der Narratologie I), wir konnten jedoch schnell einen entscheidenden Unterschied ausmachen: Der Monomythos soll *ursprüngliche Struktur* menschlicher Erzählungen sein, kein *Urtyp* wie das Konzept der *fabula*.

Um sein Konzept verständlich zu machen, bedient sich Campbell der Form der Heldenreise, mit deren Hilfe die typischen Strukturelemente des Monomythos Gestalt bekommen. Im Kurs arbeiteten wir jedoch nicht mit Campbells Modell, sondern mit einem Text des amerikanischen Drehbuchautors Christopher Vogler, „Die Odyssee des Drehbuchschreibers“. Dieser greift Campbell auf gibt ihn in allgemein verständlicher Sprache als Anleitung zum Schreiben von Drehbüchern wieder. Dieser Text wird inzwischen weltweit als Pflichtlektüre für Drehbuchautoren betrachtet!

Die Heldenreise umfasst etwa ein Dutzend standardisierte Handlungsphasen sowie etwa genauso viele Bauelemente. Ein bekanntes dieser Elemente ist beispielsweise die Mentorengestalt in Form einer alten Frau oder eines alten Mannes. Elemente und Phasen sind frei (re)konfigurierbar, sie können sich also beliebig oft wiederholen, kombiniert oder sogar weggelassen werden. Dadurch kommt es häufig vor, dass die Geschichten völlig unterschiedlich anmuten, obwohl sie bei näherer Betrachtung auf der gleichen Grundstruktur basieren.

Ein idealtypisches Beispiel für die Heldenreise, das wir im Kurs behandelt haben, stellt der Film *Der 13. Krieger* (1999, Regie: John McTiernan) dar. Er wurde auf Grundlage des Romans *Eaters of the Dead* von Michael Crichton filmisch umgesetzt. Die Geschichte verbindet die historische Episode des arabischen Gesandten Ibn Fadlan, der 921/22 im Auftrag des Kalifen bis an die Wolga reiste, mit der Beowulf-Saga, einem bedeutenden altenglischen Heldengedicht in angelsächsischen Stabreimen (um 700 entstanden). Crichton und McTiernan verlegen die Saga ins 10. Jahrhundert, lassen sie im Land der Bulgaren und Waräger beginnen und fügen ihr dort einen neuen Protagonisten hinzu: Der junge Araber Ibn, als Botschafter aus Bagdad vom Kalifen in den rauen Norden geschickt, wird als 13. Krieger Teil einer Gruppe von Nordmännern, die unter ihrem Anführer Buliwyf einem dänischen König zu Hilfe eilen, dessen Dorf Schutz vor menschenfressenden Ungeheuern benötigt. Das Besondere an der Struktur des „13. Kriegers“ ist, dass es teilweise verschiedene parallel verlaufende Handlungsstränge der Heldenreise gibt. Viele Bauelemente werden wiederholt und einige auch zusammengefasst. Zudem ist zeitweise unklar, wer eigentlich der Held ist, der die verschiedenen Stationen durchlebt: Ibn oder Buliwyf?

In der Sitzung identifizierten wir nicht nur die zuvor theoretisch erörterten Bauelemente der Heldenreise und diskutierten über ihre Verknüpfungen; wir thematisierten auch zentrale Bestandteile des Films (wie die äußere und innere Entwicklung des Helden und ihre filmische Umsetzung) in Bezug auf Anlage und Validität des gesamten Konzepts. Dabei bekamen einzelne Szenen plötzlich einen gänzlich neuen Sinn – und auch unsere eigenen (emotionalen) Erfahrungen beim Sehen des Films wurden verständlicher.

Als mögliche Erklärung für die Wirkmächtigkeit, die Heldenreise-Erzählungen innewohnt und sie für jeden Menschen verständlich macht, bietet Vogler das *kollektive Unbewusste* der Menschheit an. Es vereint die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Eindrücke aller Menschen und ist universell (also für alle Kulturen und Zeiten) gültig, weshalb jeder Mensch die Manifestationen des Monomythos verstehen – oder nach Belieben eigene, „moderne“ Geschichten nach dessen Struktur entwickeln – kann.

Vogler spricht in diesem Zusammenhang von den „getreuen Plänen der Seele“, die die Funktionsweise des menschlichen Geistes widerspiegeln und somit einen direkten Bezug zur Lebenswelt bilden. Sie sind auch dann noch gültig, wenn es sich um übernatürliche oder fantastische Motive handelt. Durch sie können wir gegenseitiges Verständnis empfinden und ähnliche Gefühle wie das Gegenüber hegen. Außerdem kann mit ihnen elementaren Fragen wie „Wer bin ich?“ oder „Woher komme ich?“ nachgegangen werden, da sie unser Innerstes ansprechen. Vogler macht hier auf die Parallelen zwischen Campbells Konzept und dem *Archetypen*-Modell des Psychologen Carl Gustav Jung aufmerksam. Die Archetypen spiegeln ebenfalls verschiedene Aspekte der menschlichen Persönlichkeit wider, die als beständig wiederkehrende Charaktere oder Kräfte in den Träumen aller Menschen und den Mythen sämtlicher Kulturen erscheinen. Auch die Jung'schen Archetypen speisen sich aus dem kollektiven Unbewussten der Menschheit – und können damit als Erklärungsmodell für die Theorie des Monomythos

herangezogen werden.

In Bezug auf die Arbeit des Historikers bietet das Konzept der Heldenreise die Möglichkeit, bei der Erschließung von Quellen das Fremdartige derselben wieder vertraut zu machen und somit einen Zugang zur Geschichte zu eröffnen. Das Wissen um die Strukturelemente der Heldenreise wird Historiker bei ihrer Arbeit außerdem sensibler für das Erkennen von (vorgefertigten!) Strukturen in historischen Erzählungen machen und ihnen damit einen kritischeren Umgang mit den Quellen ermöglichen. Es kann aber zugleich auch die Chance bieten, die selbst erarbeitete „Geschichte“ beim eigenen Erzählen einem breiteren Publikum zu erschließen.

#### Literatur

- Christopher Vogler: *Die Odyssee des Drehbuchschreibers. Über die mythologischen Grundmuster des amerikanischen Erfolgskinos*, 6. Aufl., Frankfurt 2010 [engl. orig. 1992]
- Joseph Campbell: *Der Heros in tausend Gestalten*, 1949 u.ö. [engl. orig. 1949]

## 6.5 Eine neue Sprache eine neue Welt

Saskia C. Quené

Natürliche Sprachen dienen nicht sich selbst, sondern der interpersonalen Erschließung der Welt, so argumentieren Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen im ersten sprachphilosophischen Text unseres Kurses, den es in der ersten unserer fünf Sitzungen mit diesem Schwerpunkt zu knacken galt. In dieser Sitzung bauten wir unser sprachphilosophisches Vokabular auf, um dann in Sprache und Rede (wo ist der Unterschied?) über die Sprache sprechen zu können. Mit *Prädikatoren* und *Eigennamen*, *Marken* und *Morphemen* erschlossen wir uns eine neue Sprache und auch eine neue Welt des philosophischen Diskurses.

Zu Beginn der Sitzung galt es jedoch, die gesprochene Sprache vorerst gänzlich auszuschließen, um pantomimisch Sprichwörter und Redewendungen darzustellen: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, „Die Gedanken sind frei“, „Lange Rede, kurzer Sinn“ und „Leichter gesagt als getan“ konnten innerhalb weniger Minuten erkannt werden. Warum? Welche unterschiedlichen Strategien wurden angewendet, um auch ohne die gesprochene Sprache abstrakte Begriffe und Informationen zu transportieren?

Es folgte eine erste Diskussion, in der die zentralen Fragen unseres Themas aufgeworfen wurden: Wie lässt sich „Sprache“ definieren? Was genau heißt es anzunehmen, dass die Sprache der interpersonalen Erschließung der Welt dient? Von den weiteren Texten im Reader beeinflusst spitzte sich die Diskussion bald zu auf die Frage, ob die Sprache – wenn sie nicht einzig und allein der Kommunikation im zwischenmenschlichen Bereich dient – nicht von einem viel weiterreichenden Einfluss auf uns und unser Denken sei. Dass die Sprache sich der Welt und ihrer sich aufdrängenden Gliederung anzupassen sucht, indem sie andererseits der Welt eine Gliederung erst gibt, davon sind Kamlah und Lorenzen überzeugt. Untersucht wurde daraufhin, ob sich logisch daraus ableiten lässt, dass es ohne Sprache keine Welt und ohne Welt auch keine Sprache geben kann.

#### Literatur

- Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen: *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*, Mannheim 1973; Kap. 2: Welt, Sprache, Rede (S. 45-69)

## 6.6 Denken und Sprache

Felicitas Makait  
Betreuerin: Dalila Truchan

Benjamin Lee Whorf, der 1956 unter dem Titel „Language, Thought and Reality“ seine Untersuchungen und Thesen zum Zusammenhang zwischen Sprache und Denken publizierte, beginnt in seinem Text damit, der von ihm selbst beobachteten „Irrmeinung von der Beziehungslosigkeit zwischen Sprache und Denken“ entgegenzuwirken. Nach Whorf wird das Sprechen zu unrecht als ein beiläufiger Akt verstanden, in dem Sprechgewohnheiten unbewusst und automatisch ablaufen. Das Denken ist nicht bloß abhängig von den Gesetzen der Logik oder der Vernunft, die für alle Menschen gleichermaßen gelten und gleichermaßen beobachtet und wahrgenommen werden können, sondern zu einem wichtigen Anteil auch von der Sprache und den grammatikalischen Strukturen dieser. Dass sich Gedanken im Geiste unabhängig von der Sprache formen und nur die Sprache benötigen, um kommuniziert zu werden, ist laut Whorf eine fehlerhafte Annahme:

1. Für den Sprecher sind die Sprache und die Grammatik eine immer vorhandene Gegebenheit. Sie befinden sich außerhalb des kritischen, vernünftigen Bewusstseins des Sprechers. Weiterhin entstammen Grammatikregeln nicht unmittelbar der Vernunft des Denkenden, da in jeder Sprache andere Regeln gelten.
2. Die Übereinstimmung über einen Gegenstand zweier Sprecher ist nicht identisch mit dem linguistischen Prozess, durch den diese Übereinstimmung zustande kommt.

Das *linguistische Relativitätsprinzip* nach Whorf besagt folgendes: Die Sprache dient nicht nur der zwischenmenschlichen Kommunikation, d.h. sie ist nicht rein reproduktiv, sondern formt die Gedanken selbst und bestimmt unsere Vorstellungsmöglichkeiten. Sie liefert das Schema und die Anleitung für die geistige Aktivität jedes Menschen. Daher kommen nicht alle Beobachter ein und desselben Sachverhalts zum selben Ergebnis.

Die Verschiedenheit der Sprachen macht also die Verschiedenheit des Denkens aus. Nach Whorf sind sogar die Unterschiede der Sprachen und ihrer Grammatiken dafür verantwortlich, dass sich in unterschiedlichen Sprachgemeinschaften unterschiedliche Weltbilder manifestieren. Welche Argumente können nun angebracht werden, die diese These bekräftigen? Whorf selbst argumentiert mit vagen Forschungsergebnissen zu den Hopi und einer prozessualen Zeitvorstellung, die von Whorf beschriebenen Befunde konnten jedoch klar widerlegt werden.

Das erste Experiment, welches wir im Kurs in kleineren Gruppen nachstellten, untersucht den Einfluss unterschiedlicher sprachlicher Ausdrucksformen auf die Weise, wie wir uns im Raum orientieren. Ursprünglich wurde das Experiment mit Menschen aus zwei verschiedenen Sprachkreisen durchgeführt, mit Europäern und mit Angehörigen des australischen Stammes der Guugu Yimithirr. Dabei wurden verschiedene Objekte zur Beobachtung im Raum auf einem Tisch positioniert, die anschließend in einem anderen Kontext an gleicher Position neu aufgestellt werden sollten. Die Versuchspersonen der einzelnen Gruppen bestimmten die Positionen der Gegenstände überraschenderweise genau entgegengesetzt: Wo die Europäer den Baum rechts vom Haus positionierten, weil sie den Baum rechts vom Haus wahrgenommen hatten, entschieden sich die Guugu Yimithirr für eine Platzierung des Baumes zur linken Seite des Hauses. Dies ergab sich aus der Tatsache, dass die Aborigines nach einem kartographischen und die Europäer nach einem egozentrischen Koordinatensystem die Gegenstände wahrgenommen hatten und auch neu positionierten. Für die Europäer spielte das Verhältnis der Gegenstände zum Betrachter die ausschlaggebende Rolle, während die Aborigines vor allem merkten, dass der Tisch, auf dem sie die Gegenstände neu anordnen sollten, nun nicht mehr nach Süden, sondern nach Norden ausgerichtet war. Weil wir als Europäer uns auch sprachlich im Raum nach links und

rechts orientieren und die Aborigines nach Norden und Süden, schlussfolgert Whorf aus diesem Experiment, dass sprachliche Strukturen die räumliche Wahrnehmung bestimmen. Auch ob umgebungseigene Faktoren wie eine bestimmte Struktur der Landschaft und des Lebensumfeldes nicht viel eindeutiger für die Wahrnehmung mit unterschiedlichen Koordinatensysteme verantwortlich sind als die Struktur einer bestimmten Sprache, wurde im Kurs diskutiert.

Im zweiten Experiment sollten verschiedene Sätze oder Redewendungen, in denen das Wort *mind* vorkam, vom Englischen ins Deutsche übersetzt werden. Da in jedem der zehn Sätze das Wort *mind* mit einem anderen deutschen Wort übersetzt werden musste, um dem Inhalt des Satzes gerecht zu werden, fragten wir uns, ob es überhaupt möglich sei, sich frei von inhaltlichen Verlusten über die Grenzen der Sprachen hinweg zu verständigen. Wer diese Frage verneinend beantwortet, so stellten wir fest, stimmt nicht nur Whorfs zentraler These zu, sondern geht noch über sie hinaus und behauptet, dass ein Denken, das nicht unmittelbar in Sprache gefasst werden kann, nicht möglich ist.

Kann man nun annehmen, dass die Beherrschung einer Vielfalt von Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien es dem Menschen ermöglicht, die Welt differenzierter, objektiver und freier, d. h. unabhängiger von der Sprache wahrzunehmen – nämlich so, wie sie eigentlich ist? Whorf würde diese Frage vermutlich zustimmend beantworten, und es lassen sich gute Argumente dafür finden. Doch kann die Sprache, wie aus dem ersten Experiment zur räumlichen Wahrnehmung hervorging, nicht der einzige Faktor sein, der den Menschen in seiner Wahrnehmung der Welt beeinflusst oder sogar bestimmt. Denn die Sprache ist auch – und nicht zuletzt – ein Teil der Kultur, in der ein Mensch aufwächst und von der er oder sie geprägt wird.

#### Literatur

- Benjamin Lee Whorf: *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, Hamburg 1963; Kap. 1: Naturwissenschaft und Linguistik; Kap. 2: Die Linguistik als exakte Wissenschaft (S. 7-30)
- Stefanie Schramm und Claudia Wüstenhagen: Die Macht der Worte, in: *Zeit Wissen* Nr. 6, Oktober/November 2012
- Guy Deutscher: *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*, München 2010

### 6.7 Das Sprache-Denken-Problem

Anastasia Reiß  
Betreuerin: Julia Wirth

Inwieweit sich Sprache und Denken gegenseitig beeinflussen, ist eine alltäglich eher selten gestellte Frage, deren Beantwortung sich jedoch Whorf widmete (vgl. Denken und Sprache). Um dessen zuvor behandelte Sprachabhängigkeitsthese zu testen, begann unsere Sitzung mit zwei Farbexperimenten: Das erste Farbexperiment bestand darin, anhand von drei verschiedenen Farbspektren das persönliche prototypische Beispiel für die Farben Blau, Rot und Grün, also die sogenannte Fokalfarbe, herauszusuchen. In einem zweiten Farbexperiment sollte eine Grenze im Grün-Blau- und Gelb-Grün-Übergangsbereich gezogen werden. Das individuelle und spontane Empfinden der Farbtöne war dabei sehr wichtig.

Unter dem Titel „Die Sprache und das Denken. Zum Stand der Diskussion über den ‚linguistischen Relativismus‘“ stellt Winfried Franzen Whorfs Thesen in Frage und versucht selbst eine Lösung für das Sprache-Denken-Problem zu finden. Er fasst Whorfs Annahmen wie folgt zusammen: Dieser spreche einerseits von Denk- und Sprachstrukturen, die sich gleichen, andererseits auch von grundlegenden



Unterschieden zwischen den verschiedenen Sprachen. Daraus sei nach Whorf abzuleiten, dass die Sprache das Denken und somit auch die Wahrnehmung der Welt eines Menschen bestimme. Franzen stellt in seinem Text daraufhin die Frage, ob das Denken von der Sprache nur beeinflusst oder vollständig determiniert ist und wie es sich mit der umgekehrten Relation verhält. Franzen bezieht sich auf den Gegenpol zu Whorf und dem von ihm vertretenen *linguistischen Relativismus*, und zwar auf den *Universalismus* und dessen Hauptvertreter Noam Chomsky. Dieser meint, dass alle Sprachen auf denselben grammatischen Prinzipien einer Universalgrammatik basieren. Grund dafür seien kognitive Strukturen, die vererbt werden. Somit sind beide Pole, zwischen denen sich Franzens Untersuchungen verorten, klar benannt.

Franzens erste Untersuchungen zur Prüfung von Whorfs Hypothese beziehen sich auf die *Farbbezeichnungen*. Whorf selbst nimmt an, dass ein chaotischer Strom von Sinneseindrücken erst durch die Sprache organisiert wird. Deswegen existieren unterschiedliche Systeme der Farbwörter von Sprache zu Sprache, die sich auch auf die Wahrnehmung der Farben auswirken. Gegen diese These zieht Franzen die *Basic Color Terms (BCT)*-Untersuchungen von Brent Berlin und Paul Kay heran, die verschiedene Sprachen auf ihre Grundfarbwörter untersuchten. Hier zeigt sich, dass alle untersuchten Sprachen zwischen zwei und elf solcher BCTs enthalten, die bestimmten Regeln folgen. Dies widerspricht Whorfs Aussagen und deutet in eine universalistische Richtung, denn hier ist von Entsprechungen in der Wahrnehmung der Farben die Rede. Das beschriebene Experiment bezüglich der Fokalfarben führten Berlin und Kay mit Probanden aus unterschiedlichen Ländern durch, und diese bestimmten die prototypischen Beispiele unterschiedlicher Farbschattierungen sehr eindeutig. Grund dafür sei der menschliche Wahrnehmungsapparat, der bei allen Menschen biologisch gleich strukturiert sei. Auch das spricht nicht für Whorfs These, denn diesem Ergebnis zufolge beeinflusst Kognitives hier eher die Sprache und nicht die Sprache das Kognitive. Berlin und Kay führten auch ein Farbexperiment zu den Farbübergängen durch, die selbst von Menschen desselben Landes unterschiedlich bestimmt wurden. (Für beide Experimente kamen auch wir bei unseren Versuchen zu denselben Ergebnissen.) Ein weiteres Experiment betraf die nordamerikanischen Tarahumaras-Indianer, die für Blau und Grün nur eine Bezeichnung haben, und in dem es darum ging, aus drei Farbtönen des Blau-Grün-Bereichs denjenigen zu bestimmen, der sich von den anderen am meisten unterscheidet. Probanden der Tarahumaras waren in der Lage, diesen Farbton genau zu bestimmen, während amerikanische Tester von ihrer sprachlichen Farbgrenze beeinflusst wurden. Sprachliche Begriffe beeinflussen und verstärken also die Wahrnehmung bestimmter Farben. Das bedeutet allerdings, dass Kulturelles Neurobiologisches überlagern kann, wofür schon Whorf argumentiert hatte. So kommt Franzen zu dem Schluss, dass sich im Bezug auf die Farbbenennung sowohl relativistische als auch universalistische Thesen beweisen lassen.

Franzens zweites Beispiel zur Überprüfung von Whorfs Thesen betrifft die Fähigkeit der Chinesen zur *Kontrafaktizität*, zur Bildung von Konditionalsätzen. Franzen bezieht sich hier auf Alfred Bloom, der behauptet hatte, Chinesen könnten diese Fähigkeit auch im Denken nur begrenzt nutzen. Er führte Versuche durch, bei denen er seinen Probanden kontrafaktisch zu deutende Geschichten vorlegte und später durch Kontrollfragen deren Verständnis testete. Hierzu waren amerikanische Probanden tatsächlich besser in der Lage als chinesische. Somit bestätigt sich hier Whorfs Annahme, dass es Entsprechungen zwischen Denk- und Sprachstrukturen gibt.

Bezüglich des Sprache-Denken-Problems kommt Franzen letztlich zu folgender Schlussfolgerung: Es muss zwischen der *ontogenetischen* (individuellen) Ebene und der *phylogenetischen* (überindividuellen) Ebene des Spracherwerbs unterschieden werden. Während unsere Vorfahren unsere Sprache über einen langen Zeitraum entwickelt haben, erlernen wir bereits das fertige Produkt. Daraus folgert er, dass sich die Sprache auf überindividueller Ebene über eine vorherige Konzeptualisierung, also über vorheriges Denken und Verstehen entwickelt haben muss. Hier greifen die universalistischen Argumente. Mit dem ersten bisschen Denken der Menschheit folgte ein bisschen Sprache. So war es möglich,

das Gedachte weiterzuvermitteln und zu vertiefen. Die daraus resultierende Weiterentwicklung nach demselben Schema ermöglichte präzisere Formulierungen für bereits bekannte und konzeptualisierte Dinge in der Welt. Auch auf individueller Ebene, also die Entwicklung des Kindes betreffend, steht das Denken an erster Stelle. Diese Entwicklung setzt jedoch voraus, dass es bereits eine zu lernende Sprache gibt. Durch die angewandte Sprache in der Umgebung wird das Kind dazu angeregt, sich diese höheren kognitiven Strukturen selbst zu konstruieren. Die Unterschiede in den Sprachen wirken sich also bei einem Kind auch auf das Denken aus und bewirken so Unterschiede in dessen Prägung. Hier finden sich Whorfs Thesen bestätigt. Franzen positioniert sich zwischen dem Universalismus und dem Relativismus und kombiniert sie beide: Während er den Relativismus für die individuelle Entwicklung geltend macht, wendet er den Universalismus auf die Sprachentwicklung der gesamten Menschheit an.

#### Literatur

- Winfried Franzen: Die Sprache und das Denken. Zum Stand der Diskussion um den „linguistischen Relativismus“, in: Jürgen Trabant (Hrsg.): *Sprache Denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*, Frankfurt 1990, S. 249-268

## 6.8 Die sprachliche Struktur(ierung) der Welt

Doi Park

Betreuerin: Katja Alt

Nach Whorf gliedert die Sprache das Denken und damit die Wahrnehmung der Welt (vgl. Denken und Sprache). Steven Pinker schließt in seinen Thesen diese Annahme mit ein, führt den Gedanken weiter und kommt zu dem Ergebnis, dass der Mensch einen digitalen Geist in einer analogen Welt besitzt.

In unserem Text aus seinem Buch „Wörter und Regeln. Die Natur der Sprache“ geht Pinker davon aus, dass die Menschen die Dinge in der Welt kategorisieren und strukturieren. Diese Tatsache spiegelt sich vor allem in der Sprache wider, und präziser in der Unterscheidung zwischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. Dass es neben den unregelmäßigen Verben eine Verbklasse der regelmäßigen Verben gibt, verweist nach Pinker auf geistige Prozesse, die automatisch ablaufen, wenn wir neue Dinge oder Phänomene kennenlernen. Wir können neue Verbformen konstruieren, und zwar ohne dafür den Zugriff auf unseren Gedächtnisspeicher zu benötigen. Den regelmäßigen Verben liegen Regeln zugrunde, die als *Default* einspringen, wenn uns die Konstruktion einer bestimmten, vielleicht unregelmäßigen Verbform nicht präsent ist.

Nach Pinker besteht jede Sprache aus zwei Komponenten, aus *Wörtern* (Verben, Nomen, Adjektiven, etc.) und aus *Regeln*. Wörter sind eingeprägte Verknüpfungen zu Dingen in der Welt, Regeln sind Operationen, die die Wörter miteinander in Verbindung setzten. Das *Prinzip des unendlichen Gebrauchs endlicher Mittel* (Wilhelm von Humboldt) erklärt dabei die unermessliche Ausdrucksfähigkeit der Sprache.

So, wie sich die Sprache in Wörter und Regeln aufteilen lässt und unter den Verben eine Kategorie der regelmäßigen Verben zu erkennen ist, gibt es nach Pinker zwei unterschiedliche Möglichkeiten, nach der wir die Dinge in der Welt sprachlich strukturieren und ordnen. Die eine Möglichkeit besteht darin, die Phänomene *klassischen Kategorien* zuzuordnen, die andere Möglichkeit besteht darin, sie mit *Kategorien der Familienähnlichkeiten* zu strukturieren. Die klassischen Kategorien sind Kategorien, für die klare Definitionen für ihre Mitglieder bestimmt werden: So erkennen wir z. B. Schildkröten als eine Ordnung im Reich der Tiere, obwohl jede Schildkröte andere Charakteristika und ein anderes Aussehen

besitzt. Menschen haben die Fähigkeit, die Gemeinsamkeiten aller Schildkröten zu abstrahieren und daraus eine (klassische) Kategorie zu bestimmen. Mit Hilfe dieser Kategorie kann man eine „neue“ Schildkröte ohne Probleme erkennen und zuordnen. Ist die klassische Kategorie nun eine geistige Konstruktion oder existiert sie in-der-Welt? Pinker argumentiert für eine klassische Kategorie, die scharfe Ränder besitzt und unabhängig von der Sprache und vom Denken existiert – als Beispiel nennt er die geraden Zahlen. Er weist jedoch daraufhin, dass es geeignetere und ungeeignetere „Mitglieder“ klassischer Kategorien gibt. So sei „7“ ein ausgezeichnetes Beispiel einer ungeraden Zahl, „447“ ein weniger gutes Beispiel.

Abgesehen von diesen Unterschieden bestimmter Entitäten innerhalb einer klassischen Kategorie ist es bei einigen Dingen ausgesprochen schwierig, klare Grenzen zu ziehen, und so kommt hier die Kategorie der Familienähnlichkeiten zum Tragen. Anhand des Begriffs „Spiel“ verdeutlicht Pinker nach Wittgenstein, dass viele Alltagsgegenstände und Phänomene sich nicht eindeutig definieren lassen. So ist es unmöglich, alle Merkmale zu bestimmen, die für die Definition des Begriffs „Spiel“ notwendig wären. Die Mitglieder einer Kategorie der Familienähnlichkeiten werden sowohl über ihre Ähnlichkeiten als auch über ihre Unterschiede bestimmt. Dies lässt sich klar vor Augen führen, wenn man bedenkt, dass man bei einem Satz wie „Ein Vogel sitzt auf einem Ast“ eher an ein Rotkehlchen denkt als an einen Pinguin.

Die beiden Arten der Kategorien sind nach Pinker in den Verbklassen wiedererkennbar. Die unregelmäßigen Verben verhalten sich genauso wie die Kategorien der Familienähnlichkeiten, die regelmäßigen Verben wie die klassischen Kategorien. Die regelmäßigen und unregelmäßigen Formen bedürfen unterschiedlicher „Berechnungsmechanismen“. Der menschliche Geist setzt sich in seinem Denken einerseits aus unscharfen Assoziationen, andererseits aus scharf umrissenen Regeln zusammen. Während der menschliche Geist für einige Kategorien schnell eine Regel findet, verhält er sich ganz anders, wenn keine eindeutigen Regelsysteme gefunden werden können. In diesen Fällen setzt nach Pinker das Gedächtnis ein; es wird nach Ähnlichkeiten gesucht, um das Neue kategorisieren zu können. Sieht man z. B. ein Tier mit spitzen Ohren, einem langen Schwanz und vier Beinen, kann vermutet werden, dass das Tier zur Überfamilie der Katzenartigen gehört.

Pinker stellt die These auf, dass dieses „Mischsystem“ des Geistes der Welt selbst entspricht: Es sei ein Abbild der unterschiedlichen Arten von Dingen in der Welt oder zumindest ein Abbild der beiden Möglichkeiten, die Dinge und Phänomene in der Welt zu analysieren. Er geht davon aus, dass der Mensch die äußeren Erscheinungsmerkmale der Dinge um ihn herum beobachtet und versucht, aus den Beobachtungen Regeln zu erstellen. Diese Regeln werden kreativ angewendet: Wer eine frische Spur findet, wird anhand derer nach dem Aufenthaltsort eines Tieres Ausschau halten. Nicht nur für den Umgang mit den Gegenständen um uns herum hilft einem das Regelsystem, sondern auch im Umgang mit zwischenmenschlichen oder gesellschaftlichen Problematiken – es gibt eine Menge Begrifflichkeiten, die von unterschiedlichen Individuen unterschiedlich interpretiert und definiert werden.

Für Pinker besitzt der Mensch daher einen digitalen Geist in einer analogen Welt. Präziser formuliert ist nach Pinker ein Teil des menschlichen Geistes digital. Dieser Bestandteil des Geistes produziert in seinem Denken aus den vielen Einzelheiten, aus der sich die Welt zusammensetzt, neuartige geistige Strukturen im Sinne von Kategorien. Gleichzeitig prägen wir uns die Ähnlichkeiten und Unterschiede der Phänomene ein, die uns in der Welt begegnen.

Wie Pinker die Begriffe „digital“ und „analog“ den regelmäßigen und unregelmäßigen Verben, den klassischen Kategorien oder der Kategorie der Familienähnlichkeiten zuordnet, bleibt unklar. Im Kurs stellten wir fest, dass viele mit dem Begriff des Digitalen vor allem das assoziative Vorgehen im Internet durch Hyperlinks verbinden und nicht unmittelbar das dem Computer zugrunde liegende binäre System aus Einsen und Nullen. Möchte man Pinker folgen und seinen Vergleich nachvollziehen, so kann für den digitalen Geist argumentiert werden, indem man betont, dass der Geist selbst die Gegenstände

und Phänomene in-der-Welt in klare Kategorien unterteilt, wohingegen in der analogen Welt um uns herum selbst vor allem Kategorien mit unscharfen Rändern zu erkennen sind.

#### Literatur

- Steven Pinker: *Wörter und Regeln. Die Natur der Sprache*, Heidelberg/Berlin 2000; Kap. 10: Ein digitaler Geist in einer analogen Welt (S. 363-389, 406-407)

### 6.9 Ein neues Schreiben ein neues Denken

Ruth Heil  
Betreuerin: Anne Bihan

In seinem 1987 [orig. 1982] erschienenen Werk „Oralität und Literalität“ stellt der Literaturwissenschaftler, Philosoph und Historiker Walter J. Ong die These auf, dass das Schreiben das Denken neu konstruiere. Davon ausgehend, dass das menschliche Denken verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen habe, stellt er fest, dass die Denkweisen der oralen Gesellschaft andere waren als unsere heutigen, die der literalen Gesellschaft – und führt damit die Annahmen Eric A. Havelocks weiter aus: Während Denken vor der Entwicklung der Schrift „chaotisch“ gewesen sei, taugte es heute zu analytischer Präzision.

Laut Ong kann der schreibende Mensch deshalb ein größeres Bewusstsein für (erlebte) Situationen entwickeln, weil er durch den Akt des Schreibens Distanz zum beschriebenen Gedanken gewinnt. Diese Distanz gelingt dadurch, dass Gedanken – anders als beim Sprechen und Denken – beim Schreiben auf eine visuelle Ebene transportiert und sie so aus einer anderen Perspektive, „von außen“ wahrgenommen werden können.

Folgt man Ong, so kann der Akt des Aufschreibens als der Moment der Trennung zwischen dem Wissendem und dem Wissen verstanden werden. Das Geschriebene wird zu einem autonomen Diskurs, der sich unabhängig vom Autor verbreiten kann und über ihn hinaus zugänglich ist. Das Wissen wird somit vom Autor und äußeren Einflüssen abgetrennt. Nur so ist es nach Ong möglich, Objektivität zu erreichen. Ob jedoch irgendeine Form von Objektivität bei einer Ideenäußerung möglich ist, galt im Kurs als eine sehr umstrittene Frage.

Da nach Ong das Schreiben ein solipsistischer Vorgang ist, muss der Autor sich von seiner Umwelt abtrennen, um einen Text verfassen zu können. Obwohl die Schrift das Bindeglied zwischen dem Schreibenden und dem Leser ist, kann der Autor nicht mit dem Leser interagieren. Der Schreiber konzentriert sich nun verstärkt auf die Verschriftlichung seiner Gedanken, und eine reflektierte Auswahl der Wörter kann stattfinden. Die daraus resultierende präzisere Wortwahl ist notwendig, da die kontextfreie Sprache nur so verständlich gemacht werden kann.

Ein weiterer interessanter Aspekt in Ongs Argumentation ist die Beziehung zwischen Sendern und Empfängern: Im Gegensatz zur oralen Gesellschaft, in welcher Redner und Zuhörer immer in direktem Kontakt zueinander stehen, treffen Schreiber und Leser der literalen Gesellschaft selten unmittelbar aufeinander und müssen sich deshalb jeweils die Gedankenstruktur des Anderen vorstellen. Ohne diese Vorstellung des Anderen kann auch das Schreiben nicht funktionieren; selbst beim Tagebucheintrag stellt sich der Schreiber einen Adressaten (womöglich sich selbst zu einem späteren Zeitpunkt) vor. Dies führt dazu, dass das Schreiben und das Lesen viel erschöpfender sind als das Reden und das Zuhören, da die Vorstellung des Anderen den Geist stärker anstrengt. Der Schreiber versucht, den phonetischen

Klang der Wörter abzubilden, wobei der semantische Gehalt der Wörter zwar übermittelt wird, die intendierte Intonation durch Interpunktion allein jedoch nicht abgebildet werden kann.

Ong betrachtet das Schreiben und die Schrift als Technologie. Er bezieht sich damit auf diejenigen künstlichen Prozesse, die von Menschen bewusst erlernt werden müssen. Ong definiert daher nicht nur die Schrift, sondern auch den Druck und den Computer als Technologien, die das Bewusstsein des Menschen verändert haben und immer noch verändern. Auch das Erlernen bestimmter Instrumente schließt Ong hier mit ein.

Im Plenum stellte sich nach dieser Einführung und einigen Überlegungen die Frage, inwiefern sich auch das Sprechen mit Ongs Definition doch als Technologie bestimmen ließe. Ong äußert sich nicht darüber, ob mit einem „bewussten“ Lernprozess auch ein intentionaler Lernprozess gemeint ist, oder ob er darunter lediglich einen Lernprozess versteht, der im bewussten Zustand des Menschen stattfindet. Wir fanden dies insofern als problematisch, als dass das Sprechen zwar in bewusstem Zustand erlernt wird, jedoch nicht zwangsweise intentional. Das Sprechen kann dann als Technologie betrachtet werden, wenn berücksichtigt wird, dass Mittel und Techniken benötigt werden, um Sprache erlernen und einsetzen zu können: Wir brauchen zum Sprechen die Stimme und müssen sie schulen, und wir müssen die Wörter und die Regeln (vgl. Die sprachliche Struktur[ierung] der Welt) erwerben, uns ein Vokabular aneignen und ständig erweitern.

„Ein neues Schreiben ein neues Denken“ – in dieser Sitzung setzten wir uns mit der These auseinander, dass das Schreiben das Denken neu konstruiere. Auch haben wir uns an dem Schreiben, dem Verfassen philosophischer Essays, versucht. Inwiefern dieser Schreibakt nun tatsächlich unser Denken neu konstruiert hat, muss jedoch weitestgehend unklar bleiben. Eine Erkenntnis, die die Abschlussdiskussion aber in jedem Fall mit sich brachte, ist, dass die Auseinandersetzung mit den Texten und unsere vielfältigen sprachphilosophischen Diskussionen während der gesamten Akademie unsere eigenen Gedanken beeinflusst und so unser Verständnis von Sprache und Denken, Sprechen und Schreiben verändert haben.

#### Literatur

- Walter J. Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*, Opladen 1987; Kap. 4: Das Schreiben konstruiert das Denken neu (S. 81-117)

## 6.10 Philosophische Schreibwerkstatt

Saskia C. Quené

In der philosophischen Schreibwerkstatt wurde es unseren Teilnehmerinnen und Teilnehmern ermöglicht, in einem knappen Zeitraum (ca. 100 Minuten über mehrere Tage verteilt) und mit klaren Zielsetzungen einen Kurzesay zu einer selbstformulierten These zu verfassen. In den Kursdiskussionen hatten sich zu den unterschiedlichen sprachphilosophischen Texten klare Positionen herauskristallisiert, die die Grundlage für die zehn einzelnen Thesen und Essays liefern sollten.

Die erste Aufgabe bestand darin, die Frage zu beantworten, was eine gute These ausmacht und wie sie formuliert wird. Im Kurs stellten sich alle Teilnehmer ihre Thesen gegenseitig vor und ernteten konstruktive Verbesserungsvorschläge und Hinweise für eine mögliche Ausarbeitung der notwendigen Argumente. Nachdem jeder eine Liste seiner Argumente aufgestellt hatte, galt es die passenden Formulierungen zu finden und erste Erfahrungen mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Zitierweisen zu machen. Gar nicht so einfach!

Das Ergebnis wurde am letzten Tag der Akademie in einem kleinen Essayheft präsentiert, dem *Journal of Philosophical Thinking* der HSAKA Geschichte 2013:

- Sprache ist das Bewusstmachen des unbewussten Denkprozesses (von Henrike Pfeiffer)
- Denken wird durch Erziehung und nicht oder wenig durch Sprache beeinflusst (von Laura Wolber)
- Das geographische Gebiet determiniert die Sprache (von Christoph Kreiß)
- Der Prototyp einer Kategorie wird von dem kulturellen Hintergrund geprägt (von Doi Park)
- Menschen besitzen auch innerhalb einer Sprachgemeinschaft nur ähnliche Weltbilder (von Felicitas Makait)
- Zeitgleiches Denken in mehreren sprachlichen Strukturen ist unmöglich (von Ruth Heil)
- Das Vorstellungsvermögen ist von der Sprache unabhängig (von Saskia Löschner)
- Die Sprache ist eine Kreation des Über-Ichs (von Tibor Teske)
- Sprache, Rede und Denken müssen differenziert definiert werden (von Sidonie Stumpf)
- Die Wahrnehmung ist nicht abhängig von der Sprache, sondern individuell (von Anastasia Reiß)

### 6.11 Ambivalente Worte: Kosellecks Begriffsgeschichte

Sidonie Stumpf  
Betreuerin: Kathrin Timmer

Ein Zitat von Hardenberg (von 1807) diente als Einstieg in die Sitzung und dafür, die Bedeutung der Begriffsgeschichte für die Erschließung von Quellen zu verdeutlichen. Es zeichnet sich durch eine besondere Fülle an Begriffen („Stand“, „Staatsbürger“, „Klasse“, „Staat“) aus, die im Laufe ihrer Existenz zahlreiche Bedeutungen angesammelt haben. Um mit dieser Quelle sinnvoll arbeiten zu können, muss daher erst die Geschichte dieser Begriffe untersucht werden.

Hier wird die Hilfe der Begriffsgeschichte benötigt. Reinhart Koselleck erläutert, dass seit etwa 1770 immer mehr „alte“ Begriffe neue Bedeutungen ansammelten. Während die Französische Revolution und die Industrielle Revolution einen immensen sozialen Wandel vorantrieben, wurde ein „semantischer Kampf“ geführt, wie anhand des Hardenberg-Zitates deutlich werden kann. Beispielsweise benutzte Hardenberg den Begriff „Staatsbürger“, obwohl es noch kein Staatsbürgerrecht gab, womit er also auf eine Zukunft zielte, die es noch zu verwirklichen galt. Heute findet sich der Begriff im normalen Sprachgebrauch wieder. Etwa seit der Französischen Revolution wurden immer mehr Begriffe geprägt, die auf Veränderungen gesellschaftlicher Systeme reagierten oder sie begrifflich vorwegnahmen. Im Zuge dieses Wandels erfuhren viele Begriffe einen Bedeutungszuwachs oder wurden neu geprägt, andere konnten sich dafür nicht durchsetzen.

In meinem Referat wurde deutlich, dass die Begriffsgeschichte ein Teil der Methode der Quellenkritik ist. Sie spezialisiert sich auf soziale und politische Inhalte. Der Zugang zum historischen Kontext der (schriftlichen) Quelle wird erst durch Erschließung der Geschichte der in den Quellen enthaltenen Begriffe ermöglicht. Die Aufgabe des Historikers besteht darin, die Quellsprache in eine allgemein verständliche Sprache zu „übersetzen“, um sie dem Leser näher zu bringen. Da Geschichte immer für die Gegenwart da ist, muss sie auch in der heutigen Sprache (v)erfasst werden. Begriffe haben formale Gemeinsamkeiten, denn sie thematisieren Zustände und Veränderungen entlang der Diachronie. Indem sie also die Differenz zwischen vergangener und heutiger Begrifflichkeit untersucht, reflektiert die Begriffsgeschichte auch den Zusammenhang zwischen Begriff und Wirklichkeit.

In der Sitzung war daher auch notwendigerweise der Unterschied zwischen *Wort* und *Begriff* zu klären. Kosellecks Feststellung, dass ein Wort nicht immer ein Begriff, jedoch ein Begriff immer ein Wort

sei, führte im Kurs zu einigen Verständnisschwierigkeiten. In der nachfolgenden Diskussion konnten wir herausarbeiten, dass ein Wort *Bedeutungsmöglichkeiten* besitzt, wohingegen ein Begriff sich durch *Bedeutungsfülle* auszeichnet. Das bedeutet, dass ein Wort im Kontext eine eindeutige Bedeutung annimmt, während ein Begriff auch im Kontext seine Bedeutungen beibehält. Die Vieldeutigkeit des Begriffs ist notwendig, damit er im Sprachgebrauch Verwendung finden und damit auf Dauer „überleben“ kann.

Durch die vielen Bedeutungsebenen eines Begriffs kann laut Koselleck ein Spannungsverhältnis zwischen Begriff und Sachverhalt entstehen. Sowohl Begriff als auch Sachverhalt sind keine Konstanten und können sich im Laufe der Zeit verändern. Dies ist beispielsweise beim Begriff „Bürger“ der Fall, da hier der Wortkörper gleich geblieben ist, sich jedoch die Bedeutung im Laufe der Zeit verändert hat. So bezeichnete der Begriff „Bürger“ im Mittelalter eine Gruppe männlicher Stadtbewohner, die sich durch besondere Privilegien und Besitz von den anderen Stadtbewohnern abhoben. Ausgelöst durch die Französische Revolution, im Zuge derer die Rechte der Bürger auf alle männlichen Mitglieder eines Staates ausgeweitet wurden, erfuhr dann auch der Begriff eine Erweiterung seiner Bedeutung. Ein Blick in unser heutiges Grundgesetz genügt, um zu erkennen, dass der Begriff einen langen Weg bis hin zu seiner heutigen Bedeutung zurückgelegt hat.

In der Diskussion stellten wir eine Querverbindung zu Fried her (vgl. Historiographie und Fiktion I). Dieser thematisiert, wie für die „Vergegenwärtigung der Vergangenheit“ die Quellsprache (auch unter Zuhilfenahme der Methode der Begriffsgeschichte) in eine allgemein verständliche Sprache zu übersetzen ist. Mit „Übersetzen“ ist in diesem Zusammenhang jedoch nicht das Übertragen von einer (Fremd-)Sprache in eine andere gemeint, sondern ein Konzept, das die sinngemäße Übertragung aus einem Sprachsystem (einer vergangenen Zeit) in eine heute verständliche Sprache beinhaltet. Die Methode der Begriffsgeschichte kann im Falle bestimmter Varianten dieses Übersetzungsproblems eine zentrale Rolle einnehmen. Ihre Aufgabe ist es dabei, die Spannung zwischen Wortbedeutungswandel, Sachwandel, Situationswechsel und Neubenennungen aufzuzeigen und zu untersuchen. Ein Begriff weist also mehrere Bedeutungsschichten auf und kann sich dementsprechend an mehrere Situationen anpassen. Koselleck erklärt: „Die begriffsgeschichtliche Methode durchbricht [...] den naiven Zirkelschluss vom Wort auf die Sache und zurück.“ (S. 30)

Zum Abschluss der Sitzung wurde den Teilnehmern die Aufgabe gestellt, Beispiele zu drei von acht begriffsgeschichtlichen Veränderungsprozessen (Überlagerung, Schichtung, Überlappung, Überhang, Verschleiß, Aufladung, Dehnung, Prägung) zu finden. So führten Schichtung, Verschleiß und Aufladung zu intensiven Diskussionen, als Ergebnisse wurden der Begriff „Sklave“ als Beispiel für *Schichtung*, „Führer“ und „Rasse“ für *Verschleiß* und „Volk“ als Beispiel für *Aufladung* präsentiert.

Als Fazit konnten wir feststellen, dass das wissenschaftliche Idealbild vom eindeutigen Zusammenhang zwischen Begriff und Bedeutung nach Koselleck und der Begriffsgeschichte nicht existieren kann. Begriffe haben eine eigene Geschichte, in der sie mehrere semantische Bedeutungen annehmen können, wobei Bedeutungen nie verloren gehen, sondern ältere nur von neueren überlagert werden.

Mittels der Begriffsgeschichte wird die Differenz zwischen heutiger und vergangener Begrifflichkeit untersucht. Sie bezieht sich auf das Thema unseres Kurses insofern, als dass durch sie die Quellsprache erschlossen und „übersetzt“ werden kann und dadurch der (auch allgemein verständliche) sprachliche Zugang zur Geschichte ermöglicht wird. Im weiteren Verlauf unseres Kurses wurde darum noch häufig Rückbezug auf die Begriffsgeschichte genommen und die Problematik, die die semantische Vielschichtigkeit von Begriffen mit sich bringt, thematisiert.

#### Literatur

- Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders. (Hrsg.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart, 1979, S. 19-36.

## 6.12 Historiographie und Fiktion I: Frieds Lob der Phantasie

Tibor Teske

Betreuerin: Julia Wirth

In seinem Aufsatz „Wissenschaft und Phantasie“ zeigt Johannes Fried, wie Geschichtsschreibung durch die Instanzen *Phantasie* und *Sprache* verfremdet werden. Er stellt fest, dass der Historiker keine historische „Wahrheit“, sondern maximal Plausibilität erzeugen kann. Dies geschieht, indem er Korrespondenz mit der Vergangenheit herstellt, um dem heutigen Leser eben diese Vergangenheit zu vergegenwärtigen. Dabei muss sich der Historiker der Mittel der Sprache bedienen – und hier lauern einige Probleme.

Zu Beginn unserer Sitzung stand eine Auffälligkeit: Fried wendet sich gegen den Begriff der „Quelle“ und die mit dieser Metapher verbundenen Assoziationen von „Unmittelbarkeit“ und „lauterer Wahrheit“ (S. 293). Ausgerechnet in einer Rede vor Kollegen (denn eine solche stellt der Aufsatz ursprünglich dar) erinnert er an einen absoluten Grundsatz der Geschichtswissenschaft: „Artefakte“ (mit diesem Begriff bezeichnet Fried alle Zeugnisse der Vergangenheit in einem weiteren Sinne) tragen kein Wissen in sich, sondern bedürfen erst der Fragen des Historikers, um zu Quellen zu werden. Der argumentative Sinn dieser Erinnerung wird schnell klar: Man erlangt kein neues Wissen, so Fried, wenn man an bereits bekannte Quellen dieselben Fragen stellt. Eine Formulierung zeigt dies ziemlich eindeutig: „Nur wer nichts zu sagen hat, kaut Quellen wieder“ (303). Darum sind also neue Fragen nötig, um einer Quelle neue Antworten abzugewinnen. Das ist kein originelles Argument, die weitreichende Bedeutung seiner Betonung wird aber im Laufe der Textlektüre immer deutlicher.

Als erste Verfremdungsinstanz der Geschichtsschreibung – und damit sind wir im Zentrum der Argumentation – sieht Fried die Sprache. Die Geschichte als historische Erzählung ist ein *linguistisches* Phänomen. Sprache aber gliedert, organisiert und strukturiert diese Geschichte: Sie tut das durch die Regeln, die mit dem System Sprache verbunden sind und die wir (unbewusst) anwenden, und stellt automatisch Kausalzusammenhänge zwischen den einzelnen Ereignissen her, um Verständnis zu gewährleisten. Diese sprachlich vermittelte Erzählung von Geschichte kann außerdem nicht jedes Detail überliefern und wiedergeben. Wenn ich beispielsweise über die Französische Revolution schreibe, werde ich nicht aufzeichnen können, was gleichzeitig in Südamerika passiert. Darum müssen Historiker laut Fried sortieren und priorisieren.

Außerdem ist die Quellensprache nicht automatisch für unseren heutigen Sprachgebrauch verständlich, das macht eine Übersetzung nötig. (Wir erinnerten uns gleich an die begriffsgeschichtliche Reflexion über sprachliche Übersetzungsprozesse von der Quellensprache in die Sprache des Historikers.) Für den Historiker erzeugt das ein Dilemma: Soll er sich näher an der Quellensprache halten und damit für den heutigen Leser schwer oder gar völlig unverständlich bleiben? Oder soll er stärker in heute verständliche Worte „übersetzen“ und damit das Risiko eingehen, die Quellenaussagen zu stark zu verändern? Um diesem Dilemma zu entkommen, so Fried, muss sich der Historiker seine eigene Sprache schaffen, also etwa mehr Fachtermini definieren. In der Sitzung argumentierten wir dagegen, denn wir sahen zum einen das Definieren mit Blick auf die Erkenntnisse der Begriffsgeschichte nicht als Lösung an, schätzten zum anderen (im Vorgriff auf White) gerade die Nähe der historischen Fachsprache zur Umgangssprache als eine ihrer Stärken ein.

Wohin führt diese Argumentation? Historiker sind auf die Sprache angewiesen. Sie ist das Mittel, um mit „vergangener Realität zu korrespondieren“ (297), nur mit ihrer Hilfe können wir uns Vergangenes vergegenwärtigen. Aber diese „vergegenwärtigte Vergangenheit“ (295f.) unterliegt dadurch auch den Regeln der Sprache und wird von ihr gegliedert.



Die zweite Instanz der Verfremdung einer historischen Erzählung besteht für Fried in der Phantasie. Damit wendet er sich gegen die mindestens seit dem 19. Jahrhundert dominierende Vorstellung (vgl. Historiographie und Fiktion II), ein Historiker müsse die Dinge so sehen, „wie sie sind“. „Machen wir uns nichts vor!“ fordert Fried (303), die Historiker verwenden immer schon Phantasie, und ohne sie ist eine Geschichtsschreibung auch gar nicht möglich, die nicht bloß oberflächlich und ein Wiederkaufen von Quellen ist.

Zunächst sind die fiktionalen Elemente zu nennen, die man einem Text hinzufügen muss, um Leerstellen in der Erzählung zu füllen und um ihn verständlicher zu machen. Der Faktor *Fiktion* wiegt natürlich umso schwerer, je lückenhafter die Überlieferung ist. Ein weiterer Aspekt ist die *Imagination*, also die Fähigkeit, sich aus „Fakten“ und Fiktionen ein Gesamtbild zu erschaffen. Jede „Vergegenwärtigung“ braucht diese Form vorheriger „Vorstellung“, der einen tatsächlich kreativen Akt darstellt. Und damit sind wir auch schon beim dritten Faktor: der *konstruktiven Einbildungskraft*. Diese nutzt der Historiker beim Zusammenfügen seiner Puzzleteile aus Quellenaussagen und ergänzten fiktionalen Elementen. Und seine Rolle dabei ist nicht zu unterschätzen: „Geschichte ist Wachs in den Händen des Historikers. Er formt sie, wie er sie will“ (305). Kein Wunder, dass Fried explizit vor den Gefahren einer zu weit gehenden, unwissenschaftlichen und letztlich destruktiven *Illusion* warnt, die sich als negative Ausprägung der Phantasie ergeben kann.

Was also sind die Konsequenzen von Fried's Lob der Phantasie für die Arbeit des Historikers? Die Phantasie erschien uns im Kurs wie die Sprache als Hintergrundphänomen (vgl. Denken und Sprache) des historischen Arbeitens. Es ist darum notwendig, ihre Wirksamkeit und ihre Wirkungsmechanismen offenzulegen und zu reflektieren. Für den Historiker heißt das aber auch, die Verwendung der Phantasie in den eigenen Arbeitsschritten zu belegen, um die Wissenschaftlichkeit seiner Arbeit zu gewährleisten. Weiterhin muss das Ergebnis der Fiktionen, Imaginationen und Konstruktionen des Historikers natürlich stimmig sein, seine Erzählung letztlich Plausibilität (vgl. „Kohärenz“ bei White) und Korrespondenz verbinden – nur dann ist sie zur Vergegenwärtigung von Vergangenheit geeignet.

Auch wenn Fried offenlässt, wie genau diese Plausibilität zu erreichen ist, stimmten wir zu, dass eine phantasiegeleitete Konstruktion authentischer sein kann „als das authentischste Protokoll“ (309). (Wir hätten gesagt: das „akkurateste“, vgl. Historische Authentizität.) Denn letztlich schreibt der Historiker nicht für die Vergangenheit, sondern immer für die Gegenwart. „Damit erst erfüllt Geschichte ihren Sinn“, schreibt Fried (ebd.) – wir kommen darauf in der letzten Sitzung zurück.

#### Literatur

- Johannes Fried: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte, in: *Historische Zeitschrift* 263 (1996) S. 291-316.

### 6.13 Historiographie und Fiktion II: Whites Metahistory

Christoph Kreiß  
Betreuerin: Dalila Truchan

Mit seiner 1973 erschienen „Metahistory“ löste der Historiker Hayden White in der Geschichtswissenschaft heftige Kontroversen aus. Nach seinen Analysen schreiben nämlich die meisten Historiker für ihn „uninteressant“. Das wiederum machte ihn für uns interessant und wir nahmen uns einen Text von ihm vor, der unter dem Titel „Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen“ besonders auf folgende metageschichtliche Fragen eingeht: Inwieweit überschneiden und entsprechen sich der Diskurs des Historikers und der des Autors fiktionaler Literatur? Was macht ein geschichtliches Werk „uninteressant“

oder zu einem „Klassiker“ der Geschichtsschreibung? Welche Ursachen kann man historisch für die „uninteressante“ Geschichtsschreibung finden?

Ein Historiker arbeitet mit Ereignissen, die einem bestimmten raum-zeitlichen Ort zugewiesen werden können und prinzipiell beobachtbar oder wahrnehmbar sind. Autoren fiktionaler Literatur arbeiten mit bestimmten raum-zeitlich zugewiesenen Ereignissen und zusätzlich mit vorgestellten, hypothetischen oder erfundenen Ereignissen. Nach White ist dies der *einzig*e Unterschied zwischen dem historischen und dem literarischen Diskurs. Alle Ereignisse werden dabei durch figurative Verfahren miteinander verbunden, wie sie schon die Rhetoriker und Poeten der Antike und der Renaissance beschrieben haben. Beide geben ein sprachliches Abbild von der „Wirklichkeit“ wieder, die in ihren allgemeinen Zügen einem bestimmten Bereich menschlicher Erfahrung entspricht. Ziel des Historikers wie des Autors fiktionaler Literatur ist „die Einsicht in und Erhellung der menschlichen Erfahrung der Welt“ (S. 146).

Der „uninteressante“ Historiker ist methodisch eingeschränkt durch das fehlende Bewusstsein für diese Zusammenhänge. Seine Erzählung will durch das Auflisten faktengetreuer Aussagen in der Anordnung ihres ursprünglichen Geschehens ein historisches Ereignis realistisch beschreiben – die Fakten sprechen schließlich für sich! Ziel dieser Geschichtsschreibung ist es, Ordnung in die Geschichte zu bringen. Die Korrespondenz zwischen vergangenem Geschehen, Werk und unserem heutigen Leben vernachlässigt dieser Historiker. Er unternimmt den Versuch, die Geschichtsschreibung zu entmythologisieren, weil dies für ihn gleichbedeutend mit Entfiktionalisierung ist. Er distanziert sich von jeglichem Anschein fiktionaler Darstellung, indem er für sein Werk das höchste Maß an „Objektivität“ beansprucht. Ein Mittel dazu ist die Suche nach einer fachspezifischen Sprache, um begriffliche Überdetermination und das Wirken von Phantasie zu vermeiden und Ereignisse wertneutral zu beschreiben. Die Sprache kann dabei objektiv und neutral eingesetzt werden als transparentes Vehikel der Fakten ohne kognitiven Ballast. (Diese Argumente erinnerten uns im Kurs an verschiedene zuvor behandelte Aspekte: von Friedls Lob der Phantasie über die begriffsgeschichtlichen Erkenntnisse zur „Überdetermination“ bis hin zu unseren philosophischen Betrachtungen über die Unmöglichkeit eines Sprachsystems ohne eben diesen kognitiven Ballast...)

Der Autor eines „Klassikers“ der Geschichtsschreibung hingegen entsagt nach White dem Glauben an die „Objektivität“, erreichbar ist nur ein möglichst hohes Maß an Plausibilität. Notwendig für diese sind nicht nur die Korrespondenz der Darstellung mit dem extratextuellen Bezug (im Fall des Historikers: mit der Vergangenheit), sondern selbstverständlich auch die Kohärenz der Darstellung (wie sie auch für fiktionale Literatur gilt). Des Weiteren können nur spezifisch rhetorische, literarische Stilmittel und fiktionale Darstellungsverfahren (wie sie Romanautoren verwenden) die Fakten zu einer verständlichen Totalität verbinden. Der Autor fertigt eine „Übersetzung“ an, indem er ein Abbild einer historischen Darstellung aus der Sprache der Quelle in unser heutiges taxonomisches System transferiert. Somit beinhaltet jedes Werk der Geschichtsschreibung seinen eigenen Mythos.

White bezeichnet seinen Standpunkt als reaktionär. Seiner Meinung nach war das Verständnis von Geschichtsschreibung vor der Französischen Revolution ein besseres als danach, denn im 19. Jahrhundert beginnt eine Veränderung des Selbstverständnisses der Historiker, die durch tiefgreifende Veränderungen auf allen Ebenen der Gesellschaft erklärt werden können: Die Industrielle Revolution brach die Ständegesellschaft auf und ermöglichte unter anderem durch Urbanisierung und Proletarisierung die Klassengesellschaft. Die politische Landschaft war äußerst zersplittert; ideologische Exzesse und ständige Konflikte um politische Systeme prägten diese Zeit. Die Historiker wollten sich nun klar distanzieren von falschen Auslegungen der Geschichte und unrealistischen Erwartungen hinsichtlich der Veränderungsmöglichkeiten historisch gewachsener Gesellschaften. Für sie schien ein „objektiver und realistischer“ Standpunkt gesellschaftlicher Wahrnehmung nötig, um „Überlieferungen nicht mehr im Lichte parteilicher Vorurteile, utopischer Erwartungen oder sentimentaler Anhänglichkeiten an traditionelle Institutionen zu interpretieren“ (148). Die Historiker wollten sich von der Gesellschaft lieber

als eine realistische Wissenschaft, ähnlich den Naturwissenschaften, verstanden sehen.

In der Sitzung wurde uns klar, dass wir damit nicht nur die ideologischen Konzepte der Historiker des 19. Jahrhunderts, sondern im Grunde die gesamte, bis heute im allgemeinen Bewusstsein wirksame Ideologie der Objektivität historisieren können: und zwar als Produkt historischer Entwicklungen und Erfahrungen, nicht als Prämisse wissenschaftlichen Handelns und Denkens.

White hilft uns, die Unhaltbarkeit dieser Ideologie aufzudecken. Es gibt keine ursprüngliche und richtige Beschreibung eines Ereignisses, die „gefunden“ werden kann, denn jede Beschreibung ist Interpretation und Wertung einer Ereignisfolge. Stattdessen sind die Verfahren oder Strategien, wie sie Autoren fiktionaler Erzählliteratur verwenden, notwendig, um Fakten zu einer verständlichen Totalität zusammensetzen zu können. Entgegengesetzte Erklärungen derselben Fakten sind möglich – und womöglich nötig. White geht sogar noch einen Schritt weiter, den im Kurs aber nur wenige mitgehen wollten: Gründe, ein Werk der Geschichtsschreibung einem anderem vorzuziehen, sind für ihn allein ästhetischer, moralischer oder erkenntnistheoretischer Natur. Die Geschichtsschreibung ist damit ein dichterischer Prozess. Dem letzten Satz konnten dann wieder alle zustimmen.

#### Literatur

- Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*, 2. Aufl., Stuttgart 1991, Kap. 5: Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen (S. 145-160) [engl. orig. 1978]
- Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt 1991 [engl. orig. 1973]

### 6.14 Geschichte erzählen zwischen Mythos und Kunst

Henrike Pfeiffer

Betreuerin: Anne Bihan

...oder in Hayden Whites Worten formuliert: „Der historische Text als literarisches Kunstwerk“.

In dieser Sitzung beschäftigten wir uns mit den Einflussfaktoren, denen ein Historiker nach White während seines Arbeitsprozesses unterliegt. In diesem Prozess finden sich viele Elemente der literarischen Verfahren wieder, wie sie ein Romanautor benutzt. Die einzelnen Arbeitsschritte und deren jeweilige Einflussfaktoren waren leichter zu identifizieren, nachdem ich die von der Textstruktur vorgegebene Lesart verlassen und Whites Text von hinten nach vorne durchgearbeitet habe. Der Übersichtlichkeit halber stelle ich die einzelnen Schritte klar getrennt vor, obwohl sie eigentlich fließend ineinander übergehen. Weiter ist vorzuschicken, dass White sich in seiner Analyse ausschließlich auf die Geschichtsschreibung über Ereignisse beschränkt.

Der Arbeitsprozess beginnt mit dem Lesen von Quellen und ihrer Erschließung. Dabei muss der Historiker die Ereignisse, die in den Quellen in einer bestimmten Weise kodiert sind, dekodieren und sie in seiner eigenen Sprache wieder rekodieren, um sie zu verstehen. Bei diesem Schritt wird er sich z. B. begriffsgeschichtlicher Methoden bedienen.

Im nächsten (eng mit dem vorherigen verbundenen) Schritt identifiziert der Historiker die einzelnen Ereignisse in den Quellen und beschreibt sie in seiner eigenen Sprache als Vorbereitung auf das Schreiben der historischen Erzählung. Durch die Benutzung des Systems der Sprache findet eine Präfiguration der gesamten späteren Struktur statt, und auch die Richtung der späteren Interpretation wird bereits vorgezeichnet: Je nachdem, wie er die Ereignisse und ihre Beziehungen zueinander beschreibt, strukturiert der Historiker seine spätere Strategie der Interpretation vor, d. h. auch die Herangehensweise des

Historikers bekommt meist unbewusst eine bestimmte Struktur, mit der er dann die Argumentation entwickelt.

Als nächstes muss der Historiker die beschriebenen Ereignisse zu einer chronologischen Abfolge („Chronik“ bei White) sortieren, da die Ereignisse in den Quellen meist in anderer Weise gruppiert sind. Sie können z. B. in bestimmten Kategorien oder nach Aspekten sortiert vorliegen – oder, was bei erzählenden Quellen am wahrscheinlichsten ist, bereits in eine narrative Struktur gefasst sein.

Für seine eigene Erzählung muss der Historiker sich außerdem auf einen Aspekt (meist seine Fragestellung) beschränken und demzufolge die Ereignisse aus der angefertigten Chronik auswählen. Das impliziert auch das Weglassen von Informationen, um den Text verständlich zu machen. Würde er alle identifizierten Ereignisse benutzen, käme es zu einem endlosen Regress. Der Historiker muss abstrahieren, um Kausalzusammenhänge verständlich zu machen. Deshalb wird er nicht nur unbedeutende Details, sondern auch Ereignisse, die vielleicht bedeutend, aber für seine spezifische Argumentation nicht unbedingt nötig sind, weglassen. In einer Erzählung voller Details und Abschweifungen wären die besten Argumente nur schwer nachvollziehbar, da der Text einfach nicht lesbar wäre.

Jetzt kann der Historiker die ausgewählten Ereignisse in eine neue Abfolge bringen und sie strukturieren. Dabei wird er einzelne Ereignisse hervorheben und andere unterordnen – und dadurch die Aussage verändern. Wenn z. B. in der Eröffnung ein in der Chronik frühes Ereignis hervorgehoben wird, werden alle nachstehenden Ereignisse als Folge oder sogar Wirkung dieses ersten Ereignisses, dieser „Ursache“ gedeutet werden können. Für diesen Arbeitsschritt ist die Kohärenz der Ereignisabfolge sehr wichtig: Die Erzählung muss in sich schlüssig und widerspruchsfrei sein. Unstimmigkeiten würde der Leser, genau wie bei einem literarischen Roman, bemerken, was im schlimmsten Fall sein Verständnis behindern würde.

Diese Verfahren sind Anpassungen an eine übergreifende Struktur, White spricht von *prägenerischen Plotstrukturen*. Deshalb müssen diese in einen Kontext gestellt werden, um eine Bedeutung zu erhalten. Ereignisfolgen werden also nicht wertneutral beschrieben – die historischen Erzählungen laufen auf ein Ergebnis zu. Kennt man die Plotstruktur, kann man dieses Ergebnis schon zu Beginn erkennen. Plotstrukturen sind wichtig und unvermeidbar, denn die in den Quellen identifizierten Ereignisse sprechen nicht für sich. Wichtig zu wissen ist, dass der Historiker die Plotstrukturen für den Komplex von Ereignissen, mit denen er sich beschäftigt, schon im Kopf hat, während er die Quellen liest. Deshalb beeinflussen sie bereits von Beginn an den Arbeitsprozess.

Nach White prägen sich diese Plotstrukturen narrativ als Romanze, Tragödie, Komödie und Satire aus. Sie gründen sich auf die rhetorischen Figuren (Tropen) der Metapher, Metonymie, Synekdoche und Ironie. Die Anwendung der Plotstrukturen nennt White *emplotment*, sie ist bestimmend für die Interpretation, denn die historische Erzählung erhält durch das *emplotment* ihre Erklärungswirkung, die zur Sinnstiftung des gesamten Geschichtswerkes beiträgt.

Sinnstiftung ist eine der Hauptaufgaben des Historikers. Geschichtsschreibung wird für die Gegenwart betrieben, für die Menschen, die heute leben. Wir sind historische Wesen, d. h. wie unsere Gesellschaft sind wir Produkte historischer Entwicklungen. Historiker erklären diese Entwicklungen; auf dem Hintergrund von Geschichtsschreibung können wir daher das eigene Werden und Sein reflektieren. Indem wir erfahren, dass es Gründe für unsere Existenz gibt, so wie sie ist, erfahren wir auch Selbstvergewisserung. Diese ist von zentraler Bedeutung für die Menschen, da sie Sicherheit gibt. Damit erfüllt die Geschichtsschreibung auch eine stabilisierende Funktion, sowohl für jeden einzelnen von uns wie für die Gesellschaft.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Historiker in jeder Phase seines Arbeitsprozesses Beeinflussungen durch narrative Strukturen unterliegt, die er aber in Kauf nehmen muss, um Verständnis beim Leser zu erreichen. Natürlich muss sich der Historiker dieser Beeinflussungen bewusst werden und sie reflektieren; gute Historiker wissen dies sogar gezielt für ihre Zwecke einzusetzen.

Denn das „Verständnis“ ist mehr als die Erklärung historischer Ereignisse. Indem der Text – wie in der (fiktionalen) Literatur – eine Relevanz für die Lebenswelt des Lesers erzeugt, lässt sich Sinnstiftung erreichen. Erst dann kann er aktiv an der Erfüllung der gesellschaftlichen Bedürfnisse durch Sinnstiftung mitarbeiten. Medium dieses Verständnisses sind die Plotstrukturen – denn die hat der Leser ja auch schon im Kopf.

#### Literatur

- Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*, 2. Aufl., Stuttgart 1991, Kap. 3: Der historische Text als literarisches Kunstwerk (S. 101-122) [engl. orig. 1978]
- Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt 1991 [engl. orig. 1973]

### 6.15 Abschlussitzung

Peter Gorzolla, Saskia C. Quené

„Was haben wir eigentlich gelernt?“ wurden die Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer am Ende gefragt – und sollten sich auf ihre Antworten einigen.

Das erste Ergebnis erschien allen beinahe schon zu simpel: dass „Wahrheit“ nicht absolut gesetzt werden kann, sondern „subjektiv“ in dem Sinne ist, dass sie sich nur subjektgebunden fassen lässt. Weiterhin wurden *Verstehen* und *Erklären*, diese zentralen Kategorien historischer Methodik, als Prozesse des „Übersetzens“ identifiziert. Dieses Übersetzen beginnt bereits auf der Ebene von Wahrnehmung und Erschließung und wird deutlich beim Versuch der Herstellung von Korrespondenz – sei es mit der Vergangenheit als augenscheinlichem Untersuchungsobjekt oder mit der Gegenwart, für die alle Geschichte geschrieben (besser: erzählt) wird.

Dass literarische und fiktionale Strukturen die *Geschichtsschreibung beeinflussen*, war für den Kurs ja eigentlich schon vorgegeben. Zwei Punkte haben jedoch besonderen Eindruck gemacht: in welchem Umfang diese Strukturen *bestimmenden* Charakter haben und dass diese Einflüsse bereits bei der Erschließung des Materials, also noch deutlich *vor dem Schreiben* wirksam werden.

Bei all diesen Punkten, hier war schnell Einigkeit erzielt, spielt die Sprache eine überwältigende, wenn nicht gar entscheidende Rolle – und zwar nicht nur das Sprechen als physische Handlung und kommunikativer Akt oder das jeweilige Sprachsystem (wie z.B. „Deutsch“), sondern vor allem die Sprache als Hintergrundphänomen und das Denken (mit)bestimmende Struktur. Mit den Worten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer: „Sprache schränkt ein, verzerrt, determiniert – aber sie eröffnet auch neue Möglichkeiten und Erkenntniswege.“

Das blieb zum Glück nicht der einzige Lichtblick: Unabhängig von allen festgestellten Einschränkungen, Verzerrungen und Absagen an die Objektivität ist klar geworden, dass Geschichtsschreibung vor allem eine sinnstiftende Funktion für die Gegenwart besitzt. Sie soll *Vergangenheit* gar nicht mimetisch nachbilden, sondern *vergegenwärtigen*; und das heißt immer zuerst einmal: verständlich machen. Hierin liegt denn auch ein Verständnis von Validität oder „Wahrheit“ begründet, das der Historiker mit dem Literaten teilt – und eine Aufgabe, die er bei aller „Subjektivität“ durchaus gut zu bewältigen imstande ist.